Skizze von Wien.

Zweyter Theil.

GS
7317
-2-

Skizze von Wien,

unter

der Regierung Joseph des Zweyten.

Vierte rechtmäßige Auflage.

Zweyter Theil.

ENTHUM DER STADT AUGSBURG

Wien.

Bey J. V. Degen,

Buchdrucker und Buchhändler,

1803.

Inhalt
des zweyten Theils.

I. Die Donau . . . . . Seite 1
II. Literatur 4
III. Schriftsteller 9
IV. Broschuristen 11
V. Geistlichkeit 16
VI. Kammerjungfern 17
VII. Stubenmädchen 19
VIII. Redoute 21
IX. Lustmädchen 24
X. Lustseuche 29
XI. Soll man Bordelle (Freudenhäuser) anlegen? . 32
XII. Chyrurgische Akademie 35
XIII. Schneider 36
XIV. Kaffehhäuser 39
XV. Zeitungen 42
XVI. Geschriebene Zeitungen 45
XVII. Mädchen-Pensionat 47
XVIII. Der Prater 49
XIX. Egoismus 53
XX. Brittensucht 54
XXI. Moden 56
XXII. Kirchen 59
XXIII. Bäder 61
XXIV. Akademie der Künste 64
XXV. Schatzkammer 66
XXVI. Vieharzeneyschule und Thierspital . . 68
XXVII. Der 31. December 71
XXVIII. Der Türkenkrieg 73
XXIX. Das Schänzel 78
XXX. Banco und Börse 80
XXXI. Juden 83
XXXII. Nonnenklöster 89
XXXIII. Weine 94
XXXIV. Stephanskirche 101
XXXV. Garnison 104
XXXVI. der Augarten 108

XXXVII. Lakeyen . . . . Seite 112
XXXVIII. Orientalische Akademie . . . 116
XXXIX. Plätze 118
XL. Burgwache 121
XLI. Findelhaus 123
XLII. Ständelweiber 125
XLIII. Ritter-Ordensfeste 128
XLIV. Universität 133
XLV. Mönche 137
XLVI. Agenten 139
XLVII. Buchdruckereyen 142
XLVIII. Buchhandel 145
XLIX. Kunsthandlungen 148
L. Lichtensteinische Gallerie 150
LI. Kalender 151
LII. Pensionen 153
LIII. Schuldengefängniß 157
LIV. der Casperl 159
LV. der Wienfluß 163
LVI. Siegesfeste 167
LVII. Hof-Feste 172
LVIII. Höchste oder so genannte Hofstellen . . 174
LIX. Fremde 177
LX. Gesellschaften 182
LXI. Conversation 184
LXII. Frohnleichnamstag 186
LXIII. Strafgesetze 189
LXIV. Heirathen 198
LXV. Limonadehütten 202
LXVI. Casinen 203
LXVII. Zeughäuser 204
LXVIII. Der Stock im Eisen 207
LXIX. Inländische Waaren 209
LXX. Verschönerungen 212
LXXI. Gasthöfe 214
LXXII. Botanische Gärten 217
LXXIII. die vier Jahrszeiten 219
LXXIV. Glückskinder 222
LXXV. Schulen 224
LXXVI. Versteigerungen 226
LXXVII. Cabinett der Antiken und Münzen . . 228
LXXVIII. Zerstreute Bemerkungen . . . 231
LXXIX. Geschichte, Topographie u. s. w. . . 236
LXXX. Gegend um Wien 237
LXXXI. Schluß 240

I.

Die Donau.

Dieser König der europäischen Flüsse, den man in Doneschingen mit Einem Schritt überschreiten kann, und der bey Semlin Schiffe mit dreyßig Kanonen trägt, bringt den österreichischen Staaten überhaupt, und der Hauptstadt Wien insbesondere, unbeschreiblich große Vortheile. Er hat, nebst dem Hof, vorzüglich den ungeheuern Wachsthum dieser Stadt veranlaßt, und er wird stets die mächtigste Ursache seyn, daß Wien die Residenz der österreichischen Monarchen bleibe.

Es kommen auf der Donau jährlich ungefähr dritthalbtausend Fahrzeuge in Wien an. Die größten davon führen gegen vierthalbtausend Zentner. Von da steigen sie bis zum kleinsten Kähnchen hinunter, daß einen Bauernburschen mit einigen Metzen Obst führt. Von allen diesen Fahrzeugen geht keines wieder zurück; sie werden entweder in Wien zerschlagen, um das Holz davon zu verarbeiten, zu verbauen, zu verbrennen; oder sie gehen noch weiter in die ungarischen Provinzen hinunter. Dieß ist auch die Ursache, warum man die Donauschiffe nicht dauerhafter baut.

Die Ladungen dieser Schiffe bestehen aus allen nur möglich gedenkbaren Dingen: Obst, Vieh, Salz, Baumaterialien, Lebensmittel, Kaufmannswaaren, Weine, Gemüse, Holz, ꝛc. ꝛc. ꝛc. und endlich aus jener kostbaren, jener allbrauchbaren, jener Lieblingswaare der heutigen Könige, jener Waare aller Waaren, aus Menschen. Ohne von dem Vortheil bey gewöhnlichen Rekrutentransporten von den Werbeplätzen des H. R. Reichs nach Oesterreich, oder von andern schleunig nöthigen Truppentransporten zu sprechen, führt dieser Fluß noch andere Menschengattungen häufig in den Schoß der Kaiserstaaten.

Der junge, gesunde, rüstige Handwerksbursche, welcher zum erstenmahle seinen Wanderbündel auf den Rücken nimmt, und die weite Welt versuchen will, sieht in Ulm, Donauwerth, Augsburg, Regensburg München, Passau ꝛc. die Schiffe und Flösse bereit stehen, welche ihm seine Reise um eine Kleinigkeit unendlich erleichtern. Er wirft seinen Bündel auf das Schiff, trinkt sich von seinen Mutterpfenningen frohen Muth zur Reise, und stoßt vom Ufer. Die Fahrt ist höchst angenehm und leicht.

Er kommt immer tiefer und tiefer in die Kaiserstaaten hinein, und statt der Mühe, den unter Wein und Gesang auf dem sanften Rücken des Flusses gemachten Weg zu Fuß wieder aufwärts zu klimmen, sucht er sein Unterkommen irgendwo in Oesterreich, Ungarn ꝛc. zu finden, macht sich dort ansäßig, und pflanzt eine neue Familie an.

Die Donau hat bereits jene hunderttausende von Colonisten aus dem deutschen Reich, aus Lothringen, Schweiz und Elsaß, hierher geführt, welche in Ungarn,

im Temeswarer Banat, seit zehn Jahren auch in Galizien und Lodomerien, in tausend Dörfern deutschen Fleiß, deutsche Sitten und Sprache, und deutsche Zeugungskraft verbreiten. Noch dauern diese Einwanderungen fort, und werden so lange dauern, als Deutschland in hundert kleine Staaten zerstückt ist, so lange Generalpächter das benachbarte Frankreich aussaugen.

Der Fluß theilt sich gerade bey der Stadt in viele größere und kleinere Arme; welche angenehme, mit Bäumen, Buschwerk und Gras bewachsene Inseln bilden, und die Gegend um Wien verschönern.

Alle diese Vortheile verbittert er aber durch eine sehr wesentliche Ungemächlichkeit. Wenn der Winter etwas strenge ist, so frieren alle diese Aerme zu, und beym Aufthauen im Frühling, wenn das von oben herunter strömende Wasser plötzlich auf die unbeweglichen Eismassen treibt, muß es austreten, und überschwemmt die am Ufer liegenden Vorstädte, reißt Brücken und Dämme ein, sperrt die Communikation aus Böhmen, und Mähren, und thut selbst der Stadt Schaden. Eben dieß geschieht, wenn auf den tyrolischen und salzburgischen Gebirgen zu Anfang des Sommers der Schnee gähe und häufig schmilzt, und durch den Lech, Iser, Salza, Inn, der Donau zu viel Gewässer zuführt. So hatte die Leopoldstadt vor zwey Jahren in einem einzigen Sommer vier Ueberschwemmungen.

Lange arbeitet man schon durch theoretische Spekulationen und praktische Versuche, an dem Projekt, die Donau aufwärts zu schiffen. Einiger vortheilhaften Unternehmungen im kleinen ungeachtet, wird es im Großen schwerlich gelingen, und dieß nicht darum, als ob es den Anwohnern der Donau an Kenntnissen, oder

Fleiß bey dieser Sache fehlte, sondern weil es beynahe physisch unmöglich bleibt. Der Abfall des Flusses ist zu stark, als daß Wind oder mechanische Kräfte ihn je überwältigen könnten. Bloß vom Kahlenberg bis an die Stadt beträgt der Abfall schon 10 Fuß. Durch Ungarn hinunter ist es noch ungleich stärker, und strömmt eben dadurch reissender. Von Semlin bis Linz segeln wollen, hieße wirklich einen Berg hinaufschiffen.

Der durch die Eifersucht des Prinzen von Baaden unbillig verfolgte Graf Marsigli hat diesen Strom durch eine gute und prächtige Beschreibung genau kennen gelehrt.

II.

Litteratur.

Bis auf Marien Theresiens Regierung wußte man in Wien kaum, was Litteratur sey. Ein theologisches Compendium, ein Commentar über die Pandekten, ein Gebethbuch, waren beynahe die einzigen Gegenstände, welche die sehr schlecht eingerichteten hiesigen Buchdruckereyen beschäftigten. Nun brach einiges Licht hervor: die wahre Heilkunde entstand, und mit ihr alle übrige damit verwandte Wissenschaften, Chemie, Botanik, Naturgeschichte, Physik, Mineralogie ꝛc. zu deren Bearbeitung der einheimische natürliche Reichthum der österreichischen Erbländer gleichsam von selbst einlud.

Etwas später erweckten, Sonnenfels, Denis, Mastalier, Gebler, den Geist zur Liebe der schönen Wissenschaften. Man fieng an, Deutsch zu lesen; das Theater wurde gereinigt; einige periodische Schriften lehrten durch Ernst und Spott die ersteren Grundlinien von Moral, Menschenkenntniß, praktischer Lebensphilosophie. Diese

fiengen an, die Köpfe so weit zu beleuchten, daß man die Unbrauchbarkeit der damahligen öffentlichen Erziehung, die Pedanterey des juristischen Wesens, das Abgeschmackte der theologischen Grübeleien zu wittern begann:

Scilicet ingenuas didicisse fideliter artes
Emollit mentes, nec sinit esse feras.

Theresia, die zum dauerhaften Wohl ihres großen Staats so viel that, unterstützte die ernsthafteren Wissenschaften unstreitig mit kaiserlicher Freygebigkeit. Entstanden nicht sehr viele und sehr große Meister in jenen Zweigen menschlicher Kenntnisse, so war Mangel an Unterstützung wahrlich nicht Schuld daran. Dagegen konnten die schönen Wissenschaften, die leichte Litteratur, die Lebensphilosophie im populären Gewande, die Gunst der Monarchinn nicht erringen; diese wurden als Bastarde der Musen, als unbändige, zuchtlose, naseweise Kinder verschrien und angeschwärzt. Darum las man in Wien noch die Robinsons; die Grandisons und die Gespräche im Reich der Todten; da man im übrigen größten Theil des Deutschlandes schon lange die Voltaire, Wieland, Lessing, Bayle und Helvetius auswendig wußte.

Beym Anfang der jetzigen Regierung setzte man sich über diese Bedenklichkeiten weg. Die Lesefreyheit ward erweitert, und die Freyheit zu schreiben dem Genius des Inlandes dargegeben. Unter den ernsthaftern Wissenschaftszweigen werden vorzüglich Geschichte, Heilkunde, Chirurgie, Mineralogie, Botanik, Chemie, Mathematik, betrieben.

Unter den schönen Wissenschaften hat die Muse der

Dichtkunst die meisten und würdigsten Söhne. Für das Theater wird vieles, aber meist nur ziemlich mittelmässiges Zeug gearbeitet. Im Fach der Romane ist bisher noch sehr wenig Gutes zur Welt gekommen. Ein Gebrechen der wienerischen Litteratoren ist auch, daß sie sich nicht eifrig genug um litterarische Neuigkeiten bekümmern. Es besteht nicht eine einzige inländische Anstalt, um dem Publicum Nachrichten von merkwürdigen Erscheinungen und Verfügungen im Reiche der Wissenschaften zu geben. Sehr gute Bücher, die nicht einen allgemeinen lebhaften Eindruck auf das deutsche Publicum machen, oder hohes Lokalinteresse enthalten, bleiben in Wien oft Jahre lang, auch wohl gänzlich unbekannt.

Am meisten fehlt es in Wien, wie zwar in ganz Deutschland überhaupt, an solchen Schriftstellern, welche die Kunst besitzen, in kleinen Romanen, Erzählungen, Gedichten, Briefen, und andern Aufsätzen, Szenen aus der wirklichen Welt, schlichten Menschensinn, gute gesunde Lebensphilosophie, Welt- und Menschenkenntniß ꝛc. in leichten feinen Styl, mit der lachenden Miene der Satyre, des gewürzten Spottes, ohne pedantische Richtermiene, ohne seichte, gemeinplätzige Deklamation, ohne staubigen Schulwitz vorzutragen. Darinn sind die Franzosen eigentlich Muster; und die ernsten Britten haben ihren Swift, ihren Sterne, Chesterfield, Steele ꝛc. Freylich haben wir Deutsche unsern Wieland, unsern Blumauer, Sturz, Anton Wall, in deren Schriften jene gefällige Sprache, jene Philosophie der Grazien, jener helle Blick in die Strucktur der politischen Maschinerie, in die Triebräder der Menschenhandlungen, in die kleinen Ursachen der großen

Wirkungen; jene ächte Darstellungsart unsers Thuns und Treibens unterm Monde, herrscht. Wenn man aber gegen dieser ihre wenige Bändchen die ungeheuern Papierladungen der Sächsischen Bücherfabriken stellt, die nichts als Unsinn, Aberwitz und schaales Zeug enthalten, wo aus jedem Blatt der Kleinstädter, der Dorfpastor, der Schulrektor, der Student, der Buchhändlers-Tagwerker hervorguckt: so wird man wohl gestehen, daß es uns an Lehrern der brauchbaren Hausphilosophie noch gewaltig mangelt.

Allein diese Kunst erwirbt sich nicht leicht ohne genaue Kenntniß und persönlichen Umgang mit der schönen großen Welt: und wenn die Vornehmen von Wien sich beklagen, daß so wenig lesbares für sie hier zur Welt kommt, so sind sie nicht wenig Schuld daran. In England und Frankreich schätzt man den feinen Schriftsteller der größten Gesellschaft würdig, man zieht ihn aus der Provinz in die Hauptstadt, man ehret ihn, man sucht seinen Umgang, er ist in den Pallästen der Großen zu Hause. Nicht so hier. Der deutsche Ahnenstolz würde darüber in Verzweiflung gerathen. Sturz sagt von Sterne: „Er artete in London aus, einer übel versetzten Pflanze gleich; der Weihrauch der Großen verdarb ihm den Kopf, und ihre Ragouts den Magen." Ich nehme drey oder vier der hiesigen Großen aus: an den Tafeln der übrigen würdet ihr vergebens selbst mit der Laterne einen Schriftsteller suchen, sollte er auch das Sentimental Journey, den Candide, und den Oberon geschrieben haben.

Mancher Schriftsteller dankt zwar gutwillig auf ewige Zeiten für Weihrauch und Ragouts. Aber die Großen sollten um ihrer eignen Ehre willen mehr für diejenigen

thun, die sie so oft von der Folter der Langweile erlösen.

In der That ist nichts unbilliger als die gewöhnliche Behandlung der guten Schriftsteller. Woher hat denn der bebänderte Mann sein Wissen, das ihn zu dieser oder jener Würde erhob; woher hat das Stutzerchen seinen Witz, die gezierte Dame ihre Empfindeley, als aus den Büchern!

Durch die Anhänger der Litteratur hat das nördliche Deutschland eine Art von öffentlicher Stimme erhalten, die es sehr wohl zu benutzen weiß. Jede seiner vortheilhaften Anstalten wird durch die vielen Schriftsteller allgemein bekannt gemacht; bey jedem öffentlichen Schritt seiner Regenten sprechen die Pressen, und suchen die Gemüther des Publicums für ihn zu gewinnen; jede Kleinigkeit von der guten Art wird bis an die Sterne erhoben; jeder Fehltritt wird durch hundert fliegende Blätter entschuldigt, vertheidigt, weiß gewaschen. Im südlichen Deutschland hat man diesen Umstand bisher beynahe gänzlich vernachlässiget, und doch scheint er mir so völlig gleichgültig nicht. Die Welt wird durch Meinungen geleitet. Wer die beßte von sich zu erwecken weiß, hat vor seinen Kollegen einen mächtigen Schritt voraus.

Se. Majestät, der Kaiser, hat vor kurzem den Verfasser einer Geographie von Ungarn zur Belohnung für sein Buch mit 100 Dukaten beschenkt; und eben jezt ist ein Preis von 100 Dukaten für das beßte Vorlesebuch über die christliche Kirchengeschichte ausgesezt.

Sollte es Seiner Majestät gefallen, öfters irgend ein Zeichen Ihres allerhöchsten Beyfalls über eine litterarische Arbeit von sich zu geben, so würde dadurch die Lit-

teratur Oesterreichs unausbleiblich größere und schnellere Schritte machen, als sie bisher gethan hat. Regierungsanstalten allein machen die Fürsten nicht unsterblich. Augusts Regententhaten sind längst sammt seinem ganzen Reich zum Nichts geworden, aber noch lebt er als Freund der Musen in Horazen.

Vixere fortes ante Agamemnona
Multi, sed omnes illacrimabiles
Urgentur, ignotique longa
Nocte, carent quia Vate sacro!

III.

Schriftsteller.

Ein gewisser Ritter Berisch gab vor einigen Jahren die Wiener Autoren, einen Beytrag zum gelehrten Deutschland heraus. Der Himmel bewahre mich, daß ich in die Fußstapfen des Herrn Berisch tretten wolle! er trug nebst den wirklich verdienstvollen Männern, auch jeden obscuren Menschen in sein Register ein, der nur einmahl ein Paar Blätter Schwarz auf Weiß hatte abdrucken lassen.

Ich rede hier nicht von den Gelehrten, sondern nur von den Schriftstellern Wiens. Diese Benennungen sind nicht von gleicher Bedeutung. Man kann ein wahrer Gelehrter seyn, ohne jemahls ein Buch geschrieben zu haben; man kann im Gegentheil viele Alphabete zu Markte bringen, ohne gelehrt zu seyn. Es gibt im südlichen Deutschland sehr viele und sehr gründliche Gelehrte, die nie ein Buch schreiben; es gibt im nördlichen Deutschland eine Menge Büchermacher,

denen Anspruch auf Gelehrsamkeit wohl nicht zustehet.

Es wäre gänzlich gegen und über den Plan der Skizze, einen vollständigen alphabetischen Autorkalender einzurücken. Ich begnüge mich, hier einige Männer zu nennen, die als Sterne der ersten Größe am litterarischen Horizont glänzen, und denen auch das gegen Oesterreich nicht selten unbillige Ausland laut und allgemein hat Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie sind:

Alxinger
Blumauer
Born
Denis
Eckhel
Haschka
Hunczowsky
Jacquin
Ingenhouß
Mastalier
Schmidt
Sonnenfels
Stoll *)

* * *

Außer diesen lebt noch mancher würdige Mann hier, der sich als Schriftsteller entweder in scientifischen Fä-

---

*) Eben da ich dieses schreibe, erschallt die Nachricht von seinem Tode. — Multis ille flebilis occidit —— Er war mein Arzt, mein Freund. Sein Geist möge auf seinen Schülern ruhen.

chern, oder im Felde der Schönen Litteratur rühmlich bekannt gemacht hat. Ihr Nahmenverzeichniß würde für mein Heft zu weitläuftig werden. Auch bedürfen die meisten meiner unbedeutenden Erwähnung nicht. Das eigene Bewußtseyn ihrer Verdienste, und ihr Ruf hebt sie von selbst mehr, als jede ähnliche Schreiberey. Indessen werde ich mir doch ein Geschäft daraus machen, sie bey einer andern Gelegenheit nachzuhohlen.

IV.

Broschüristen.

Wie ein Sturmwind aus Süden oft in den öden Sandwüsten des inneren Afrika ein Heuschreckenherr emporhebt, und plötzlich über eine ruhige Provinz hinschleudert: so hob das kaiserliche Handbillet über die Preßfreyheit im Jahre 1781 aus den öden Köpfen selbstgefälliger Müssiggänger jenes bekannte unzählbare Broschürenheer empor, und ließ es auf das erstaunte Wien niederregnen.

Vom Tage dieser Federnfreyheit bis zu Ende des August 1782 waren schon über tausend solcher Heftlein erschienen.

Die Druckereyen konnten die Preßbengel nicht schnell genug drehen, die Zensoren lasen sich die Augen müde an den Manuscripten-Ladungen, die täglich und stündlich auf der Zensur einliefen. Sie waren damahls in der That die geplagtesten Leute in Wien. Sie mußten ex officio jeden Quark lesen, auch der nicht gedruckt wurde. Um sie einigermaßen von dieser Folter zu befreyen und zu verhindern, daß nicht gar jeder armselige Wisch zum Druck angetragen würde, geschah im May 1784 der ernstliche Vorschlag, das jeder Schrifterling mit

seinem Manuscript sechs Dukaten in der Zensur deponiren sollte, die verfallen wären, wenn das Manuscript nicht zugelassen würde. Man sah aber die unzweckmässigen Folgen dieses Vorschlags ein, führte ihn nicht aus, und gab dafür den Zensoren die Freyheit, auf ein nichtswürdiges Manuscript ohne alle andere Umstände zu setzen: Typum non meretur, wodurch es dann nicht weiter an das Tageslicht kam.

In eben diesem Jahre 1784 fing die Fluth der Broschüren schon an, sich zu verlieren. Im Jahre 1785 hörte die ungewöhnliche Menge derselben gänzlich auf; und seitdem steht die Zahl der erscheinenden Broschüren mit der Zahl der übrigen Bücher, mit dem Lesebedürfniß einer so großen Stadt, und mit der Broschürenzahl in andern Hauptstädten so ziemlich in leidlichen Verhältniß. Die erste neugierige Lesewuth des Publicums ist gestillt, die Lust zu kaufen ist verschwunden; und die Schmierer, welche wohl noch öfter Lust hätten, mit ihrer Waare zu Markte zu kommen, finden keine Verleger mehr.

Diese luftigen Dinger, welche einige Millionen Papierbögen färbten, sind wie Nebel verflogen. Von 49/50 derselben ist weder Spur noch Andenken mehr übrig. Ihre körperlichen Ueberreste sind in die Gewürz- und Käseläden gewandert, als Fidibus verbrannt, in Papilloten verwickelt, zu Tobaksdosen gekauft worden; sind durch Stuwers Feuerwerke in die Luft geflogen, in den Lägern bey Minkendorf, Pettau und Prag verschossen, oder der Göttinn Kloazina geopfert worden.

Sie haben Uebels und Gutes gestiftet . . . . Ihre übeln Wirkungen waren, daß sie die bessere und ernsthafte Lectüre auf einige Zeit verdrängten; daß sie grobe

Fehden zwischen verschiednen Leuten stifteten *); daß sie eine Menge von jungen Hohlköpfen verleiteten, sich mit Bücherschreiberey abzugeben, welche mehr für die Elle, die Drehbank, den Perükenstok rc. gemacht schienen, als für den Helicon; daß sie der Wienerischen Litteratur im Auslande einen üblen Ruf zuzogen rc. . . Ihre guten Wirkungen waren, daß sie gleichsam einen neuen Zweig der Betriebsamkeit stifteten, Buchdruckereyen entstehen machten, und dem Mechanischen des kleinen Local-Buchhandels eine bis dahin in Wien unbekannte Lebhaftigkeit verschafften; daß sie alle Volksclassen an das Lesen und ein bischen Nachdenken ge-

---

*) Leider ist das nicht in Wien allein der Fall. Man sehe sich nur ein bischen um im übrigen Deutschland, und man wird ähnliche Balgereyen allenthalben finden.

Nicolai	und	Wieland
Lessing	—	Götz
Schlözer	—	Schirach
Lichtenberg	—	Voß
Basedow	—	Reiche
Semler	—	Barhdt
Biester	—	Starke
Winkopp	—	die Mainzer
Nicolai	—	Lavater, Garve,
		Seiler rc. rc.

haben mächtige Kämpfe gekämpfet. Was Wunder, wenn auch einige Wienerische Litterati einander in die Haare kamen!

Illiacos intra muros peccatur et extra.

wohnten; daß sie die Gemüther für die plötzlichen auffallenden Reformen vorbereiteten und geneigt machten; daß sie wichtige und nothwendige Dinge in einer leichten populären, jedermann verständlichen und für solche Gassenblätter erträglichen Schreibart vortrugen ꝛc.

In einigen Gegenden von Deutschland haben diese Broschüren seltsame Begriffe und Urtheile erwekt. Nicolai machte einen eigenen Abschnitt in seine allgemeine deutsche Bibliothek unter der Rubrik: Wienerschriften, und urthelte dort die unbedeutendsten Blättchen mit einem Ernst ab, als ob es Bücher von Wichtigkeit wären. Man spottete an andern Orten, daß z. E. so viel über den Papst ist geschrieben worden.

War etwan seine Reise nach Wien nicht eine so auffallende Erscheinung, daß es wohl im Publizum darüber zur Sprache kommen mußte? Waren die Anstalten, welche man gegen seinen Einfluß, gegen das System seiner Anhänger machte, nicht lebhaft genug, um dem darüber hoch erstaunten, und in seinen Begriffen schwankenden Volke einige Kenntniß von den rechtmäßigen Ansprüchen des römischen Hofes geben zu müssen? Und wie konnte dieses am füglichsten geschehen? Hätte man es an die lateinischen Quartbände des Febronius De legitima potestate Romani Pontificis oder gar an die lateinischen Folianten des Harzheim und Van-Espen weisen sollen, um zu lernen, was der Pabst sey, was er fordern könne oder nicht! . . . Freylich wäre zu wünschen gewesen, daß nicht gar so vieles Geschmiere erschienen wäre; allein dieß ist nun einmahl das Schicksal der großen Städte. Wie viel ist z. E. in Paris bey der tollen Halsbandgeschichte, bey der Versammlung der Notabeln, wie viel in Berlin bey dem lächerlichen Gesangbuchs-Streit,

bey der Regierungsveränderung geschrieben worden! . .
Tout comme chez Nous.

Andere hat die Menge dieser fliegenden Schriftchen verführt, auf eine eben so ungeheure Zahl von Schriftstellern in Wien zu schließen. Diese Herren thaten den Vätern jener Lilliputischen Geschöpfe mehr Ehre an, als man ihnen in Wien selbst widerfahren ließ. Hier ist es keinem Menschen eingefallen, die Fabrikanten solcher Waare mit dem Nahmen der Schriftsteller zu belegen. Dagegen mußte man in der Berlinischen Monathschrift und mehreren auswärtigen Journalen beynahe bis zum Ekel wiederhohlt lesen, daß es in Wien der privatisirenden Gelehrten, der Schriftsteller eine ungeheure Menge gebe. Sogar Herr Meusel, der doch sonst billiger von ähnlichen Sachen urtheilt, that in seinem ersten Nachtrag zum gelehrten Deutschland am Ende in einer Anmerkung den höchst schiefen ironischen Seufzer: „Wer sollte es wohl glauben, daß aus dem großen weiten Wien, wo es Schriftsteller zu hunderten gibt, mir nicht ein einziger Beytrag zugekommen ist!"

Ich versichere Hr. Meusel, daß man in dem großen weiten Wien von Schriftstellern zu hunderten nichts weiß; daß man da die leidigen Broschüristen keineswegs unter die Gelehrten oder Schriftsteller zählt. Daß ihm kein Beytrag zu seinem Werk geliefert wurde, kann ich mir kaum anders erklären, als daß er sich darum nur an jemand von jenen hunderten, nicht aber an wirkliche Schriftsteller in Wien muß gewendet haben.

V.

Geistlichkeit.

Der Wienerische Almanach für Geistliche auf das Jahr 1787 gibt folgende Summen der Oesterreichischen Geistlichkeit an:

Katholische.

Erz- und Bischöfe	57
Domherren	898
Pfarrer in den deutschen und Hungarischen Erblanden	15136
Mannsklöster	1074
Frauenklöster	376

Griechische Unirte.

Erz- und Bischöfe	7

Griechische Nichtunirte.

Erz- und Bischöfe	9
Pfarrer	5857

Evangelische.

Superintendenten u. Pfarrer	568

Reformirte.

Superintendenten u. Pfarrer	1800

Unitarische

Superintendenten u. Pfarrer	136

Den Clerus der Niederlande und Lombardey mit eingeschlossen, mag also das Ganze zusammen ungefähr 86000 geistliche Personen betrage

Das Haupt der hiesigen Geistlichkeit ist bekanntlich Christoph Migazzi, Cardinal, Erzbischof ꝛc. Er stammt aus einer tyrolischen Familie, war bey dem Liebling Carls des VI. dem Cardinal Lamberg, Page, kam dann als ein junger liebenswürdiger Abbe nach Wien, erwarb sich da viele und mächtige Freunde, ward Auditor Rotä in Rom, Gesandter in Spanien, Koadjutor in Mecheln, Erzbischof in Wien, Administrator des Bisthum Waizen, welches er aber am 1. Julius 1785 wieder verlor.

VI.

Kammerjungfern.

Der Orden der Kammerjungfern ist in Wien von Wichtigkeit. Die Geheimnisse der ganzen schönen Welt gehen durch ihre Hände, und wer die Welt nur ein bischen kennt, der weiß, welche unglaubliche Dinge durch die Schöne Welt gewirkt werden. „Die stehenden Heere haben vielleicht unsere europäische Regierungen nicht mehr umgeschaffen, als die von der Anna von Bretagne zuerst eingeführten Filles de reine" sagt Herr Schlözer, und ich setze hinzu: die Filles de reine thun wenig merkbare Einwirkungen, wobey nicht die Filles de chambre den Knoten schürzen, oder auflösen helfen, nicht um das Geheimniß wissen, nicht hinter der Kulisse mitspielen.

Den Dialog mancher Dame mit ihrer Kammerjungfer Morgens an vertraulichen Putztischen mit anhören zu können, wäre für den Philosophen oft ein intressanter Leckerbissen, eine Sache von Wichtigkeit, die ihm Aufschlüße über die größten Auftritte des Tages geben würde. . . . In der Regel ist die Kammerjungfer stets die Vertraute ihrer Dame, besonders wenn diese noch jung ist. Indessen gibt es auch welche, die von ihren

Frauen gleichgültig behandelt, auch wohl recht teuflisch von ihnen geplagt werden, besonders wenn sich etwa Eifersucht einmengt. In diesem Falle trennt man sich bald.

Die wienerischen Kammerjungfern leben bequem. Die Intimitäten ihrer Damen besorgen, und den Putz etwas in Ordnung bringen helfen, dieß ist ihre ganze Beschäftigung. Alle übrige Zeit bleibt ihnen, mit ihren Liebhabern zu tändeln, und auf den Schmuck ihres Geistes und Körpers zu wenden. Auch gibt es einige unter ihnen, die Geschmack, Witz, Grazie, Lektüre, Sentiments, sogar Philosophie besitzen, die ihren Wieland und Blumauer aus dem Kopfe hersagen, und Voltaire, Petrarca und Pope in der Grundsprache lesen. . . . Ueberhaupt haben sie gewöhnlich mehr Artigkeit und guten Ton, als die meisten jungen Fräulein; weil ihre freiere Lebensart ihnen erlaubt, mehr Menschen und Verhältnisse kennen zu lernen, und sich mehr abzuschleifen.

So lange sie noch sehr jung und schön sind, ist es ein äußerst kostbares, theures Möbel um sie, weil gewöhnlich reiche Cavaliers in der Nähe stehen, welche die Reitze des muthwilligen Kindes in Pacht genommen haben, oft auch nur der Zofe wegen in die Gesellschaft der gebietenden Frau kommen. Wenn sie aber gegen die dreyßig hinansteigen, dann werden sie geselliger und umgänglicher. Da sie manchmahl mit hohen Häusern in heimlicher naher Verwandtschaft stehen, so sorgt man schon dafür, daß sie noch vor ihrem Herbst in den Armen eines Stallmeisters, Kammerdieners, Haushofmeisters, Güterverwalters, Forstmeisters, Mundkoches oder Kanzleymannes, der manchmahl ebenfalls mit dem hohen Hause verwandt ist, ein Loos finden. Sollten es

Umstände rathen, sie früher unter die Haube zu bringen, so findet sich auf den herrschaftlichen Gütern immer eine ähnliche Gelegenheit.

VII.

Stubenmädchen.

Wie sich in den großen Häusern die Dame von der Kammerjungfer bedienen läßt, so läßt sich diese wieder von den Stubenmädchen bedienen. Bey den Weibern von minderer Bedeutung sind die Stubenmädchen das, was die Kammerjungfern in den Pallästen vorstellen.

Die Legion der Stubenmädchen ist zahlreich: ich glaube; daß sie wenigst aus viertausend Köpfen besteht. Es sind junge, hübsche, runde, muntere Dinger, voll Coketterie, Muthwillen, Neckerey und Buhlerey. Sie hüpfen durch das Leben hindurch, ohne selbst recht zu wissen, wie ihnen dabey geschieht, oder wozu sie eigentlich da sind, Kaffeh und Schokolade zu machen, ein Hemd zu wärmen, einen Tisch zu wixen; das Bett zu machen, ein Halstuch zu glätten: dieß sind die Künste der Wienerischen Stubenmädchen. Sie halten sich in ihrem Anzug sehr reinlich, wissen ihn mit Geschmack zu wählen, und bleiben meist bey der schon unter ihnen eingeführten Tracht, welche die böhmische Haube, und das knappe Corsettchen vorzüglich niedlich machen. Da die ganze vornehme weibliche Welt sich in die abscheulichen Buffanten stürzte, und mit einer steifen lächerlichen Breite pralte, hatten die Stubenmädchen allein Mutterwitz genug, ihre hübschen Figürchen nicht durch jenes abenteuerlichen Gereife gleich Packeseln auf beyden Seiten zu verunstalten. Sie verstanden ihren Vortheil bes-

ser, und fütterten ihre Hintern *) gut aus. . . . . Ihre Jahrsbesoldungen sind zwischen 25 und 40 Gulden; diese reichen gerade hin, ihre Schuhe und ihren Haarpuder zu bezahlen. Nichts destoweniger gehen sie Sonntags ganz in Seide gekleidet, mit goldenen Ohrgehängen und großen silbernen Schnallen in die Kirche, in den Prater und in die Komödie. — Rathet, wo sie ihre Capitalien liegen haben! —

Unter der im Puncte des sechsten Geboths so strengen Regierung der Kaiserinn, waren die Stubenmädchen ein Artikel von größerer Wichtigkeit. Es sind, wie man weiß, lauter honette Mädchen, und wohnen in lauter honetten Häusern: wenn also junge Herren zur Frau von, zur Witwe von ꝛc. in die Gesellschaft giengen, so konnte doch die Polizey nicht so neugierig seyn, und nachschleichen, um zu sehn, ob der junge Herr nicht etwa aus Irrthum an die Thüre des Stubenmädchens gekommen sey; da man hingegen bey minder honetten Mädchen in keinem Zimmer und zu keiner Stande sicher war. — Seit dem aber die Regierung aus sehr weisen Gründen heimlichen Freuden nicht so strenge mehr nachspürt, ist der Werth der Stubenmädchen um vieles gefallen, und, wenige Ausnahmen abgerechnet, sind sie jetzt wieder in dem Zirkel, wohin sie gehören: Sie machen die Mätressen der Jäger, Läufer, Lakaien, Leibhusaren, und besonders der Kaufmannsdiener in den Seiden- und Galanterieläden. Da sie die Putzmaterialien

---

*) Man spricht täglich ohne Anstand von Culs de Paris, Faux Cul etc. Warum sollte man das Ding nicht auch Deutsch nennen dürfen.

für ihre Frauen von dort zu holen haben, so fällt manche Elle Zeug, Band, Spitzen ꝛc. nebenhin. Dafür darf der Ladenjunker Sonntags kommen, das gutwillige Ding im Fiaker auf das Land führen, und ihr — wie Yorik die Schuhschnalle fest machen.

Herr Rautenstrauch hat im J. 1781 einen garstigen Prozeß gegen die Stubenmädchen angefangen; aber die Dingerchen fanden ihre Advokaten. Das ganze galante Wien nahm an der Fehde Theil. Man schrieb zwanzig Broschüren für die guten Mädchen; und wen diese papiernen Beweise von ihrer guten Sache nicht überzeugen konnten, den hätten sie nöthigen Falls gewiß in eigener Person von ihren Vorzügen überwiesen. . . . . . Merkwürdig ist, daß gerade zur nämlichen Zeit, wo man in Wien für die Stubenmädchen die Federn stumpf schrieb, eben dieß in Berlin für ein altes Gesangbuch geschah. — Was mag wohl, beym Lichte besehen, weniger närrisch seyn, sich für ein paar tausend junge artige Mädchen, oder für eine Sammlung alter sinnloser Kirchenlieder interessiren!

VIII.

Redoute.

Sie ist die Hauptbelustigung der Fastnachtszeit, für das bessere Publikum.

In einem Flügel der kaiserlichen Burg sind zwey ungeheure Säle, dem Comus und Bachus geweiht. Sie stehen vom 7. Januar bis zum lichten Aschermittwoch offen; anfangs alle Wochen Einmahl, späterhin jede Woche Zweymahl, und die letzten drey Fastnachtstage alle. Man steigt an einem eisernen Gitter ab, gehet durch eine Reihe von fünfzig schnurbärtigen Grenadiers,

die mit ihren rauhen Bärenmützen und Bajonettengeklirre das scheue Mädchen beben machen, welches zum ersten Mahl mit hochklopfenden Herzen am Arm ihres Geliebten die berühmte Redoute besucht. Wenn man durch diese Halle des Mavors gedrungen, und einige Stuffen hinangestiegen ist, öffnet sich plötzlich der große Zaubersaal. Viele tausend Wachskerzen auf großen widerscheinenden kristallenen Lustern und piramidenförmigen Leuchtgestellen symmetrisch gereihet, blenden das Aug, und Pauken- und Trompetenschall, mit den sanfteren Tönen von hundert musikalischen Werkzeugen vermengt, rühren das entzückte Ohr, und heben unwillkührlich den jugendlichen Fuß zum fröhlichen Tanz. . . . . Die Lustbarkeit dauert von zehn Uhr Abends, bis um sechs Uhr des kommenden Morgens.

Bey der ersten Einrichtung der Redoute wurde sie häufiger besucht. Seit einigen Jahren thun ihr die Bälle und Pikeniks in den Privathäusern merklichen Abbruch. Es gibt gewisse zimperliche Halbdamen, deren Eitelkeit mehr geschmeichelt ist, wenn sie auf ihrem langweiligen Hausballe als vermeintliche Ball-Königinnen gebiethen können, als wenn sie auf den großen Sammelplatz der Freude, ohne Bewunderer und Anbeter erscheinen sollen. . . . . Dem ungeachtet ist die Redoute noch immer glänzend genug, besonders in den letztern Wochen. Wenn nur tausend Personen da sind, ist es zu einsam. Anderthalbtausend Köpfe machen eine bequeme Redoute, in diesem Fall ist eben noch Raum genug zum tanzen. Zweytausend verstellen den Tänzern schon den nöthigen Platz. In den letzten Tagen, wenn sich die Freudenjäger bis gegen dreytausend einfinden, dann ist man in der Presse. Vergebens schneidet das Orchester seine

Menuets und deutsche Tänze herunter: man kann nicht drey förmliche Schritte machen; alles drängt einander zum ersticken; es ist eine unbehülfliche Menschenfluth, die nur eine langsame wellenförmige Bewegung hat.

Ehedem hielt man viel auf sehr auszeichnende, zum Theil sehr kostbare Masken, die oft eine große Gesellschaft zusammen auf die Redoute brachte. Dieser Geschmack ist gänzlich gefallen: man achtet einen solchen kurzen Spaß nicht mehr der vielen Unkosten werth. Die meisten jetzt erscheinenden Masken sind Domino und Venetianer-Mäntel. Frauenzimmer gehen häufig in ihrer gewöhnlichen Putzkleidung. Niemand, der nicht aus besondern Ursachen unerkannt seyn will, trägt die Maske vorm Gesichte. Manche gehen in ihren ganz gewöhnlichen Kleidern, und stecken bloß eine Larve auf den Hut, um dem Gesetz, maskirt zu erscheinen, wenigstens im weitesten Verstand genüg zu thun.

Die Redoute ist zum Vortheil der Armen auch ein großer Theil des Ertrags derselben fließt in die Casse der Dürftigkeit. Dieß ist der beste Zoll, den man der Armuth entrichten kann: es ist billig, daß der Hülflose von unsern Vergnügungen Unterstützung schöpfe; auch wendet kein Mensch gegen diese Taxe das mindeste ein. . . . . Man bezahlt für den Eintritt jeder Person zwey Gulden. Erfrischungen und Tafel sind in Nebenzimmern für bestimmte Preise zu haben.

Mürrische Kasuisten! die ihr in euren dicken Quartanten mit vieler Spitzfindigkeit untersucht; in quantum, sine periculo peccati mortalis, liceat ostendere ubera? Kommt ihr Schulfüchse auf die Redoute, seht um euch her, und dann macht euren Syllogismus!

Von den heimlichen Minen, offenbaren Stürmen,

falschen Angriffen, feinen Wendungen, plötzlichen Schwenkungen ꝛc. ꝛc. kurz von all den Stratagemen, welche der große Eroberer Amor auf den Redouten-Sälen ausübt, sage ich nichts. Nichts von den Siegen, die hier über Blödigkeit, Eigensinn, Spröddigkeit, Grille, Tugend, Cokettерie, Wachsamkeit, Männer-Trotz, Unempfindlichkeit ꝛc. davon getragen werden. Ich könnte den Argwöhnischen, den Strengen, den Eifersüchtigen, den Kargen, den Schläfrigen, den Zutrauenden ꝛc. manches verrathen; aber, noch einmahl, ich sage nichts: man muß verschwiegen seyn. Wird die Liebe nicht ohnehin von der Gesetzgebung, der Heucheley, dem Wohlstand, dem Eigennutz, der Politik ꝛc. genugsam gehemmt und geneckt!

IX.

Lustmädchen.

Es sind nicht fünfzehn Weiber und Mädchen in Wien, denen ihre Liebhaber Kutschen und Pferde halten; und unter diesen fahren nicht fünf als bekannte Mätressen großer Herren herum: eine Zahl, die im Verhältniß mit andern großen Städten wahrlich geringe ist.

Größer ist die Zahl derjenigen, welche auf einem ganz artigen Fuß von reichen Liebhabern unterhalten werden; aber meistentheils in ihren Häusern versperrt sitzen, nie öffentlich mit ihren Liebhabern erscheinen, und denselben jährlich zwey bis dreytausend Gulden kosten.

Noch größer ist die Zahl derjenigen, die von minder reichen Leuten unterhalten werden, zu zwey bis dreyen bey einer gutherzigen Matrone beysammen wohnen, jährlich fünf bis sechshundert Gulden von ihren Lieb-

habern ziehen, und diesen, bey plötzlicher günstiger Gelegenheit einige Dukaten zu erhaschen, von Zeit zu Zeit auf eine Viertelstunde untreu werden.

Alle diese unterhaltenen Mädchen gehen von Hand zu Hand. Es wird nach einiger Zeit entweder der Liebhaber ihrer satt; oder es bietet sich ein anderer an, der jährlich einige Dukaten mehr verspricht, und so, wie billig, vorgezogen wird.

In die vierte Classe gehören diejenigen, welche zwar von Niemand unterhalten werden, aber doch nicht jedem zu Gebothe stehn, sondern nur gewisse bekannte gute Freunde haben, von denen sie wechselweise besucht werden.

Nach diesen folgt die Schaar derjenigen, die ganz leidlich, zum Theil auch niedlich, gekleidet, in der Mittags- und Abendstunde auf den volkreichsten Strassen der Stadt herum streichen, und jeden, der seinem äußern Ansehen nach einen Gulden im Sack zu haben scheint, gutwillig mit sich nach Hause nehmen.

Die letzten, unter diese Rubrike gehörigen Geschöpfe sind jene brutalen Dirnen, die in den Saufhäusern der Vorstädte sich mit Bierkannen berauschen, und dann mit Soldaten, Fiakerknechten, groben Handwerkspurschen ꝛc. in wildem Taumel erliegen.

„Irre ich, frägt der Verfasser der Schwachheiten der Wiener — wenn ich behaupte, daß Wien zehntausend weibliche Geschöpfe hat, die jedermann für jeden Preis zu Dienste stehen, und viertausend andere minder ausschweifende, die von Hand in Hand gehen? . . . Freylich irrt er: seine Rechnung ist um ein merkliches übertrieben. Ich glaube der Wahrheit näher zu kommen, wenn ich sage, daß Wien ungefähr zweytausend

öffentliche Strassendirnen, und etwa fünfhundert unterhaltene Mädchen hat. . . . Ich würde jene Angabe nicht berührt haben, wenn sie nicht Herr Nicolai, troz ihrer auffallenden Unwahrscheinlichkeit, getreulich in seine Reisebeschreibung eingetragen hätte, vermuthlich bloß, weil sie so gelegen kam, den Wienern eine Schlappe mehr anzuhängen.

Soll ich es wiederhohlen, daß die Wienerschen Lustmädchen, im Vergleich mit den Parisischen und Berlinischen, züchtig sind? Wenn man den Reisenden glauben darf, ist dieß wirklich so. In Wien wird euch ein solches Mädchen nie verfolgen, nie in den Weg treten, nie beym Rock an sich ziehen. Sie blickt euch verständlich genug an, oder sagt höchstens im Vorbeygehen leise: Kommen sie mit? . . . Dagegen beklagen sich die Dilettanten aber auch, daß die hiesigen Mädchen zu wenig in ihrem Metje raffiniren, daß sie nicht bequem eingerichtet sind, daß sie ihre Gesellschaft sehr wenig zu unterhalten wissen. — Wie wäre es auch anders möglich! Unter der vorigen Regierung wurde mit äusserster Strenge gegen diese armen Geschöpfe verfahren, und seit der jetzigen ist die Zeit noch zu kurz, um diesen Zweig des Luxus schon in einiger Vollkommenheit hergestellt zu sehen.

Ehemals wüthete man, wenigst dem Vorgeben nach aus religiösen und moralischen Gründen gegen den unehelichen Genuß der Liebe. Die Moralität der Sache überläßt man zwar heute dem Gewissen des Sünders; aber man hat sie dagegen zu einem politischen Problem gemacht. Immer hört man noch die Fragen: Kann der Staat öffentliche Mädchen dulden? Wie hoch kann er ihre Zahl anwachsen lassen? Bis auf welchen Grad kann

er die Publizität ihres Gewerbes dulden? Soll er sie ihrem eigenen Schicksal überlassen, oder soll er eine Art von Aufsicht darüber führen? . . . daß er sie nicht gänzlich vertilgen oder aufreiben könne, scheint er wohl endlich durch seyn Benehmen zu bestättigen. Das Ob? ist also so gut als entschieden; nun kömmt es noch auf das Wie? an.

Indessen dünkt mich, man lege dieser Sache mehr Ernst und Wichtigkeit bey, als sie verdient. Wenn der ganze Staat mit öffentlichen Priesterinnen der Liebe angefüllt wäre, dann müßte er freylich auf kräftige Gegenmittel denken. Allein, wie ausgebreitet ist denn das Reich der Lustmädchen? Es ist die Hauptstadt, und etwa noch ein paar der größern Provinzstädte: da habt ihr den ganzen Wirkungskreis des Unwesens. Wie nun die Hauptstadt in der ganzen Form ihrer Verwaltung gewöhnlich eine große Ausnahme von der Verwaltung des Staats macht, so wird sie es wohl auch in diesem Artikel machen müssen.

So abgeschmackt und beleidigend für das Publicum es ist, wenn ein Mann, der jährlich 60000 Gulden verzehrt, dem Monarchen eine Rechnung vorpinselt, worinn er klar zeigt, wie jeder Beamter von hundert Gulden Besoldung ganz bequem mit Weib und Kindern leben könne, er, der auf jede Schindmähre, die an seinem Wagen zieht, jährlich mehr verwendet; der gar keinen Begriff haben muß, was hundert Gulden für eine ganze Familie in unsern Zeiten sind; eben so abgeschmackt ist es, wenn ein Mann, der eine sehr einträgliche Stelle, ein schönes Weib, und etwa nebenher etwas noch Schöneres hat, nachdem er niedlich getafelt, und eine Stunde mit seiner schönen Frau Cabinetsruhe

gehalten hat; wenn er dann hingeht, und ganz trocken predigt: Man muß der Lüderlichkeit Einhalt thun, um dadurch die Leute zum Heirathen zu zwingen.

Was sind es für Leute, die nicht heirathen wollen, die den Lustmädchen nachlaufen? Sie sind nicht aus der Classe der Bürger, der Handwerker, des geringen arbeitsamen Volkes: nein, es sind junge Cavaliers, reiche Wollüstlinge, Leute vom Mittelstande, junge Beamte, Künstler ꝛc. die bey geringen Einkünften doch in ihrem Aeußerm für die große Welt präsentabel erscheinen müssen.

Wer solche Leute durch Verjagung der Lustmädchen zum Heirathen zwingen zu können glaubt, der muß die Menschen wenig kennen. Was werden die Folgen des Zwanges seyn? Entweder die abscheulichsten Laster, oder man wird sich an ehrliche Weiber und Mädchen machen, und sie zu seinen Absichten zu lenken suchen. . . Man hat von jeher die Lustmädchen als moralische Strahlableiter für die Sicherheit der tugendhaften Weiber gehalten. Was die gewissen abscheulichen Laster betrifft: diese sind dem Staat sichtbar noch unendlich schädlicher als die uneheliche Liebe; sie schwächen ihre Anhänger noch mehr, und bringen gar nichts hervor, da die Mädchenfreunde doch jährlich immer zwey Drittheile von Schwangeren in das Gebährhaus liefern.

Endlich, wer kennt die Tyranney der Weiber, ihre Herrschsucht, ihren Stolz, ihren Troz nicht! Da uns ein unglückliches physisches Bedürfniß von ihnen abhängig macht, so wissen sie sich ihrer Macht gewöhnlich nur zu wirksam zu bedienen. Will man einen ehrlichen Mann zur Verzweiflung, zu Unthaten; will man einen Weisen zu Albernheiten, zu Narrenstreichen verleiten: so

gebe man ihn nur einer schönen Spröden Preis. Wie der arme Teufel Monathe und Jahre lang zu den Füssen der schelmischen Cokette seufzen wird; wie er Zeit und Vermögen verschwendet, ihren Genuß zu erringen; wie er darüber zum Mährchen der Stadt wird, wie er Freundschaften, Pflichten, Verbindungen vergißt und aufopfert! — In solchen verzweifelten Fällen ist kaum ein anderes Gegenmittel, als ihm ein Freudenmädchen in die Hände zu spielen: dieß kühlt sein Blut ab, und gibt ihm seine Vernunft wieder, daß er lachend seine Unerbittliche verläßt.

Die Weiber wissen, wie sehr die Lustmädchen ihrer Herrschsucht im Wege stehen, darum sind sie ihre unerbittliche Feindinnen, und haben stäts an den Verfolgungen derselben den größten Theil gehabt.

X.

Lustseuche.

Vom Capitel der Lustmädchen ist der Uebergang auf das Capitel der Lustseuche sehr natürlich.

Herr Hensler hat sich die Mühe genommen, uns die traurige Geschichte dieses Uebels — eines der mörderlichsten in dieser besten aller möglichen Welten — mit großer Genauigkeit zu beschreiben *). Herr Hensler ist nicht von der Meinung derjenigen, welche glauben, daß diese Krankheit erst durch die Entdeckung von Amerika aus den westindischen Inseln nach unserm Europa sey verpflanzt worden: er behauptet, daß diese Seuche schon von jeher in Europa einheimisch gewesen sey, wenn sie

*) Geschichte der Lustseuche, von Hensler.

auch andere Nahmen trug, und durch etwas veränderte Symptomen ausbrach. Seine Gründe sind nicht ohne Nachdruck; aber seitdem ich die Amerikanischen Briefe des Grafen Carli gelesen habe, bin ich auf der Seite derjenigen, welche diese schmerzliche und Menschenzerstörende Krankheit für ein Amerikanisches Product halten. Carli führt eine Stelle aus den Briefen des Vespuz *) an, worin sich folgende merkwürdige Nachricht von den lüsternen Amerikanischen Weibern befindet: „Le donne danno a' bere agli uomini il sugo d'una cert'erba, e se questo non giova, accostano alla parte certi animali velenosi, che la mordono, sinche si gonfia." Hält man diese Stelle gegen eine Stelle der großen französischen Encyklopädie, wo der Ursprung dieser Krankheit ebenfalls vom Biß giftiger Thiere als nicht unwahrscheinlich angegeben wird; hält man sie mit der herrschenden Meinung von ihrem amerikanischen Ursprung zusammen, welche sich auf die Beobachtung gründete, daß man sie erst nach der Entdeckung von Amerika in Europa zuverläßig als existirend beobachtete; hält man sie mit dem Umstand zusammen, daß die Lustseuche in den Morgenländern und bey allen jenen Völkern unbekannt ist, die nichts mit den Amerikanern zu thun haben, oder sie von den westlichen Europäern mitgetheilt bekamen: so bleibt die ältere sehr allgemeine Vermuthung höchst wahrscheinlich, das wir dieses leidige Gift aus den westindischen Inseln geholt haben.

Am Ende, was liegt auch daran, woher ein Uebel sey. Wenn es damit geheilt wäre, daß wir seine Quelle

---

*) Vita, e Lettere di Amerigo Vespucci,

wüßten: so hätten wir ja Leibnitzens Theodicee, Villaume's und Hallers Dichtungen vom Ursprung des Uebels. Aber leider! genug, daß es da ist, und durch keine Metaphysik gelindert wird! Die großen Städte sind sein wahrer Thron. Müssiggang, würzhafte Speisen, feurige Getränke, Coketterie, studierter Putz, häufige Schönheiten, Weichlichkeit, Bequemlichkeit, Reichthum auf einer Seite, und Dürftigkeit auf der andern: alles dieß macht daselbst den Liebesgenuß zum dringendern Bedürfniß, den Wechsel in diesem Genuß zur Würze desselben, und die giftige Ansteckung zur Folge des häufigen Wechsels.

Die Vorsicht versetzte das Fieber nach Europa, und das Heilmittel desselben — die Quinquina — nach Amerika; sie erschuff die Lustseuche in Amerika, und ließ das Heilmittel derselben — den Merkur — in Europa erfinden!

Wien ist so wenig von diesem Uebel frey, als irgend eine andere große Stadt in Europa; doch scheint es hier weniger allgemein verbreitet zu seyn, als es, nach Aussage der Reisenden, in einigen andern Hauptstädten herrscht. Es ist eine böse Schlange, die ihren nagenden Zahn allenthalben ansetzt. Weder eine Leibgarde, noch ein Portier sind im Stande, sie von den glänzendsten Pallästen abzutreiben. Sie benagt alle Stände; hält sich aber vorzüglich an die große und schöne Welt; macht manche fette Pfründe, manches Ordensband, manche Eskadron vacant; macht, daß der Fiskus wieder zu Gütern kömmt, die Jahrhunderte lang das Erbtheil vornehmer Familien waren.

Die gutwilligen Mädchen, diese Märtyrinnen des Bedürfnisses, der Laune und Flatterhaftigkeit, sind die unausbleiblichen Opfer dieser Krankheit. Es sind von

Zeit zu Zeit nächtliche Hausvisitationen. Die gesunden Mädchen entläßt man, die kranken müssen in das Spital wandern. Sie tragen also das Uebel ein halbdutzendmahl dahin, werden immer taliter qualiter geheilt, und erliegen endlich darunter.

Für die räsonnirende Welt ist diese Krankheit das wirksamste Geboth gegen die Unkeuschheit. Ein unerbittlicher Chyrurg mit Incisionsmessern, Scharpie und Höllenstein im Perspektiv, verhindert mehr Sünden, als wenn Moses selbst mit seinen zwey steinernen Tafeln käme.

Herr Preval soll vor einigen Jahren ein Präservativ gegen das Gift der Liebe erfunden haben. Dieß wäre eine Preisaufgabe für einen Fürsten, dem das Bevölkerungssystem am Herzen liegt.

Ein gewisser Doctor der Rechte Bauer in Wien both vor einiger Zeit ein Universal Heilmittel gegen das Uebel an, wofern Deutschland im voraus so viel Geld zusammen schießen würde, als er nöthig hätte, seine Stadt im Traum zu bauen. Das Publicum lachte ihn aber als einen universal Träumer aus, und hohlt einstweilen das Heilmittel gegen die Lustseuche aus den Gruben von Hidria.

XI.

Soll man Bordele (Freudenhäuser) anlegen?

Vor einigen Monathen fiel es mit einmahl mehrern Broschüristen in den Kopf, über die Anlegung von Freudenhäusern zu schreiben. Alle riethen zur Einführung derselben. Um eben diese Zeit kam dieser Gegenstand in ernstliche Ueberlegung bey der Regierung selbst. Man hohlte von der Polizey und von der medicinischen Facul-

tät Gutachten und Vorschläge darüber ein. Seitdem ist nichts weiter in der Sache geschehen; auch sind die Stimmen jener Stellen, und der Entschluß der Regierung nicht bekannt geworden.

Ich meines Theils glaube, daß man förmliche öffentliche Bordele (Freudenhäuser) nicht einführen soll. Man höre meine Gründe.

So lange die Freudenmädchen zerstreut leben, und von der Polizey nur tolerirt werden, ist für die öffentliche Sittlichkeit immer noch ein Schritt mehr gewonnen. Der neue unerfahrne Jüngling scheut sich stäts noch etwas mehr, solche Geschöpfe zu besuchen, weil der abschreckende Gedanke nicht ganz von ihm weicht, er könnte vielleicht überfallen werden, Verdruß haben, oder beschimft werden. Wird aber durch öffentlich errichtete Häuser die Sache authorisirt, so fällt dieser Grund ganz weg.

Der wichtigste Grund zur Errichtung solcher Häuser, ist die Verhüthung der Ansteckung. Ja! Wenn der Himmel bloß die Lustmädchen mit der heillosen Krankheit geschlagen hätte, dann möchte es angehen. Aber wo wollt ihr mit den galanten Weibern hohen und gemeinen Ranges, wo mit so vielen honettscheinenden Mädchen hin? Es ist leider nur zu wahr, daß die Zahl der Vergifteten von diesen beiden Classen eben nicht unansehnlich ist. Die Liebhaber werden es also von Zeit zu Zeit bey jenen galanten Geschöpfen, welche von aussen mit Zucht und Keuschheit prangen, holen, und zu den Lustmädchen verpflanzen.

Endlich würde durch diese Anstalt die gesellschaftliche Freyheit unvermeidlich neuerdings einen gewaltigen Stoß leiden. Um jenen Häusern hinlängliche Kunden

zu verschaffen; um zu verhüten, daß durch Galanterien außer jenen Häusern die Krankheit nicht immer noch eben so sehr verbreitet würde, wie gegenwärtig, würde man mit äußerster unerbittlicher Strenge gegen alle unauthorisirte Häuser und Personen wüthen; ein Umstand, der die gehäßigsten Spionereien, Denunziationen Keuschheitscommissionen, Haus- und Bett- Durchsuchungen nach sich ziehen müßte: Prozeduren, welche für die ganze Masse des Publicums ein größeres Uebel sind, als die venerische Krankheit für einige Ausschweiflinge ist.

Ein minder gehäßiger, und vielleicht doch eben so wirksamer Ausweg wäre, wenn die Polizey die Freudenmädchen anhielte, sich alle acht oder zehn Tage bey Gewissen dazu bestellten Chirurgen visitiren zu lassen. Die Kranken würden behalten, und ins Heilungshaus geschickt. Den gesunden würde ein gestämpeltes Gesundheits-Attestat, immer vom Tage der letzten Visitation datirt, gegeben, welches sich jeder bey ihnen Eintretende könnte allemahl vorweisen lassen.

Laßt uns aufrichtig sprechen. Wie einseitig sind solche Anstalten! Glaubt man denn wirklich etwas so gar Großes gethan zu haben, wenn man ein paartausend Pflastertretern, in der Hauptstadt jährlich eine Quecksilber-Cur erspart; indessen unsere ungeheuren stehenden Armeen dieses Gift weit und breit über das ganze platte Land vertheilen. . . Laßt immerhin die Stutzer der Residenz ein bischen zucken und zappeln; aber für die ganze National-Masse, für das Landvolk sorget, um es gesund zu erhalten.

XII.

Chirurgische Akademie.

Der Kaiser Joseph, welcher so viele Stiftungen und Institute aufgehoben hat, errichtet dafür auch wieder einige ganz neue, deren Zweck unsern Zeiten mehr angemessen ist, als jener von manchen der älteren. Unter diese neuen in Wien errichteten Institute, gehört vorzüglich auch die Medizinisch=Chirurgische Militär=Akademie, von ihrem Stifter die Josephinische genannt.

Für einen Staat, bey dem das Soldatensystem das herrschende ist; der sehr große stehenden Armeen hält, bleibt die Wundarzeneykunde immer eine der Wissenschaften, welche die sorgfältigste Pflege erfordern. Die Ueberzeugung von diesem Satz scheint den Kaiser bewogen zu haben, diese Akademie anzulegen: wie er denn überhaupt diejenigen Wissenschaftszweige vorzüglich unterstützt, die mit der Kriegskunst in einiger Verwandschaft stehen.

Das prächtige Gebäude dieser Akademie liegt in der Wahringergasse. Die Akademie ist ein ganz für sich allein bestehendes Institut, das weder von der Universität, noch von der medizinischen Fakultät, abhängt. Es hat seine eignen Professoren, seinen eignen botanischen Garten, seine eigene Bibliothek, seine Cabinete von Instrumenten, Präparaten aus Wachs, die theils in Florenz, theils von Herrn Professor Hunczowsky verfertiget worden. Sie giebt Preisfragen auf, und krönt die beßten Beantwortungen derselben mit Denkmünzen. Sie nimmt auswärtige Gelehrte als Ehrenmitglieder auf, und wird ehestens anfangen, ihre gelehrten Arbeiten herauszugeben. Ihr

Zweck ist, die Armeen des Kaisers mit geschickten Wund=ärzten zu versehen.

Die Schüler dieser Akademie sind ungefähr 250; sie gehn alle in Uniform, hellblau mit schwarzem Kragen und Aufschlägen, dazu rothe Westen, und Hosen, Stiefel, und den Militärhut. Zweyhundert wohnen im Gebäude der Akademie, und speisen gemeinschaftlich an großen Tischen, für 8 Kreuzer das Mittagmahl. Ihre Lebensart ist nach militarischer Subordinazion. Der Lehrcurs dauert zwey Jahre. Um sie sogleich practisch zu üben, ist mit der Akademie das Militär=Spital verbunden. Dort besuchen sie die Kranken, machen Operationen, verordnen, thun überhaupt unter der Aufsicht ihrer Lehrer alles, was sie einst allein als Feldchirurgen thun werden.

Das Präsidium und die Direction über das Ganze führt Herr Johann Alexander vom Brambilla, der den Plan und die Statuten dieses Institutes entworfen hat.

XIII.

Schneider.

Kleider machen Leute: und Schneider machen Kleider; also folgt von selbst daraus, daß die Herren von der Nadel Männer von der ersten Wichtigkeit im Staate sind.

Zwar trette ich nicht eben mit jener tiefen Ehrfurcht und Hochachtung in meines Schneiders Werkstätte, wie weiland Freund Rabener, spaßhaften Andenkens, es von seiner Person versichert; indessen fühle ich, daß es nicht eitel Lustigmacherey sey, was er von der Wichtigkeit der Kleider sagt. Jedermann, der sich eine Weile in der Welt herumgetrieben hat, wird mir beystimmen:

wird erfahren haben, wie oft das Kleid zum Maßstabe des Verdienstes genommen wird; wie oft ein schimmernder Anzug einen leeren Kopf hob; wie oft ein faserichter Rock die Brauchbarkeit eines Mannes verdunkelte .... In den Hauptstädten, wo Luxus und Kleiderpracht so allgemein ausgebreitet sind, wo sie einen so wesentlichen Theil der guten Lebensart ausmachen, kann man wenigstens mit halbem Ernste sagen, daß Kleider Leute machen.

Herr de Luca behauptet, in Wien seyen über dreytausend Meister Schneider. Ich glaube, Herr de Luca habe sich etwas überzählt; denn da Wien sammt seinen Vorstädten etwas über sechsthalbtausend Häuser hat, so müßte nach seiner Liste in jedem zweyten Hause Ein und ein Zwölftheil Schneidermeister wohnen; daß dieses aber nicht so sey, sieht jedermann auf den ersten Anblick. — Meister, Gesellen, und Lehrbursche zusammen genommen, mögen einen Haufen von 3000 Schneiderköpfen ausmachen.

Einige dieser Nadelherren verfertigen bloß Mannskleider, andere bloß Weibskleider, noch andere den Hungarischen Anzug.

Einige Schneider in Wien haben eine sonderbare Sitte eingeführt, von der mir nicht bekannt ist, daß sie in irgend einer andern Stadt gänge sey. Sie lassen ordentliche Tariff von allen Gattungen der Kleider drucken, die sie um einen so gesetzten Preis liefern, wie an andern Orten der Schlächter das Fleisch, oder der Wirth den Wein verkauft. Solche Tariff-Schneider sind Otto, Karl, Kralitschek 2c.

Der Seltenheit der Sache wegen gebe ich einen kleinen Auszug aus einem solchen Tariff. Wenn er schon

gegenwärtig den Wienern gleichgültig ist, so ist er doch dem Auslande etwas Neues; und vielleicht ist er nach fünfzig Jahren auch für die Wiener ein Stück, das zu einem interessanten Vergleich über den Werth der Dinge in verschiedenen Zeitpuncten dienen kann.

	Fl.
Ein ganzes tüchernes Mannskleid von 8 Fl. Tuch mit Croisee gefüttert, und mit gleich überzogenen Knöpfen	42
Von 6 Fl. Tuch oder 7/8 breiten 2 Fl. 30 Kr. Halbtuch	35
Von 7/4 breiten 4 Fl. Tuch	28
Von 2 Ellen breiten 3 Fl. Halbtuch . . .	23
Rock und Beinkleider, oder Rock und Veste.	
Von 8 Fl. Tuch mit Croisee gefüttert . . .	32
Von 6 Fl. Tuch oder 7/8 breiten 2 Fl. 30 Kr. Halbtuch	26
Von 7/4 breiten 4 Fl. Tuch . , . . .	23
Von 2 Ellen breiten 3 Fl. Halbtuch . . .	17
Capotröcke.	
Von 6 Fl. Tuch mit Croisee gefüttert . . .	28
Von 8 Fl. Tuch Wollblau	36
Von 4 Fl. Tuch	24
Weste und Beinkleider.	
Von schweren Seidenzeugen zu 3 Fl. 30 Kr. die Elle	18
Von mittelschweren	13
Von gewirkten dreyfädigen Säcken . . .	8
Von Sommermanchester	15
Von mittelschweren . . . , . . .	10

Fl.

Sommerkleider.

Glattes Mannskleid von feinen Camelott mit Taffet gefüttert	38
Von feinen Harawin zu 2 Fl.	28
Von Dreydrat zu 28 Groschen	26
Von halbseidenem Camelott	25
Von glattem Berkan, mit Kannevasfutter . .	13

Lievreien.

Eine ganze Livrei von 2 Fl. 30 Kr. Tuch . . .	20
Von 1 Fl. 30 Kr. Tuch	15

Wer selbst Tuch und Futter liefert, der bezahlt für das übrige 6 Fl. Sehr große und dicke Personen bezahlen etwas mehr. . So liefert Herr Adam Carl auf dem Haarmarkt seine Schneider-Arbeiten.

XIV.

Kaffehhäuser.

Der Polak Koltschitzky, welcher als Dollmetscher der Oesterreichisch-Orientalischen Handelscompagnie in der Türkey gedient, und die türkische Sprache und den Kaffe gleich gut hatte kennen gelernt, diente den bedrängten Wienern, während der Belagerung 1683, mit sehr gutem Erfolg als Spion und Briefträger. Nachdem die Türken verjagt waren, trug ihm der Kaiser für seine Treue, nach damahliger Gewohnheit, die Freyheit an, sich eine Gnade auszubitten. Koltschitzky bat sich zur Gnade die Erlaubniß aus, ein öffentliches Kaffehhaus errichten zu dürfen. So entstand das erste öffentliche Kaffehhaus von ganz Europa in Wien, im J. 1683, obschon der erste Kaffeh im J. 1644 aus der Levante

nach Marseille gekommen war, und in Privathäusern getrunken wurde.

Die Nachfolger in diesem Koltschitzkyschen Gewerbe haben sich gegenwärtig in Wien und dessen Vorstädten ungefähr bis auf siebenzig vermehrt, und scheinen sich noch nicht auf diese Zahl beschränken zu wollen.

Die Kaffehhäuser sind, wie man weiß, gegenwärtig eines der unentbehrlichsten Bedürfnisse jeder großen Stadt. Wie würden so manche Müssiggänger ihre Stunden alle aufreiben; wie würde sich mancher kleinbemittelter unverheiratheter Mensch in der Eile sein Frühstück verschaffen; wie würde mancher Abenteurer sein Kostgeld erwerben; wie würde mancher arme Schlucker im Winter umsonst sich wärmen können, wenn es keine Kaffehhäuser gäbe?

Die Bestimmung dieser Häuser hat sich seit ihrer ersten Entstehung, unendlich weiter ausgedehnt. Man trinkt nicht bloß Kaffeh darin; man nimmt Thee, Schokolade, Punsch, Limonade, Mandelmilch, Bräutsuppe *), Rosoglio, Gefrornes ꝛc. — lauter Dinge, die man vor ein paar Jahrhunderten in Deutschland noch nicht dem Nahmen nach kannte, — man studiert, man spielt, man plaudert, schläft, negozirt, kannegießert, schachert, wirbt, entwirft Intrigen, Complotte, Lustpartien; liest Zeitungen und Journale ꝛc. ꝛc. ꝛc. in den heutigen Kaffehhäusern; in einigen fängt man auch an Taback zu rauchen.

In Wien sind die bekanntesten das Kaffehhaus des Milano, des Taroni, Kramer, Dukati, das auf dem Neuen

---

*) Chaudeau.

Markt, jenes neben der Hauptmaut, und Hugelmanns seines an der Leopoldstädter Brücke. Sie sind schön eingerichtet, halten gute Bedienung, und werden zahlreich besucht. Das gewöhnlichste Spiel in diesen Häusern ist das Billard, deren immer zwey bis drey vorhanden sind, und wovon jedes, wenn es fleißig benutzt wird, des Tags zwölf Gulden einbringen kann.

Das Kaffehtrinken, welches sich seit Bekanntwerdung dieser Bohne in Europa über alle Stände verbreitet hat, wurde vor kurzem in verschiedenen Gegenden von Deutschland zu einer Art von politischen Gravamen gemacht. Ein paar Fürsten versuchten es, den Kaffeh zu verbannen; man hört aber nicht, daß es damit recht Ernst werden wolle. Selbst dem vorigen König von Preußen, dem die Erinnerung an sein jugendliches Biersuppen-Frühstück wenigstens sehr spät kam, war, wie es scheint, mehr um das Monopol als um die Vertilgung der verschrieenen Bohne zu thun, und sein weiser Neffe hob diesen zweydeutigen Zwang wohlberathen gänzlich wieder auf.

Auch in Wien ist der Durst nach Kaffeh bis unter die Taglöhner und Marktweiber gekommen. Darum stehen in allen Vorstädten bis gegen Mittag hölzerne Ständchen, wo man für die Liebhaber aus dem Pöbel die Schale samt einem Kipfel für 1 Kreuzer ausschenkt. Allein dieß ist nicht wahrer Kaffeh, sondern geröstete Gerste, mit etwas Syrup versüßt; und jenes geringe Volk trinkt dieses Dekokt, weil es sich für 1 Kreuzer kein anderes so wohlschmeckendes und Magenerwärmendes Frühstück verschaffen kann. Eine solche Kaffehhüthe bringt, wenn sie gut besucht wird, des Tags 33 Kreuzer reinen Gewinnst ein.

XV.

Zeitungen.

Man streitet sich noch über den ersten Erfinder der Zeitungen. Wer er auch seyn mag, ich schätze ihn so sehr als den Erfinder irgend eines Dinges auf der Welt . . . Welche Leere, welche langweilige Stockung würde in unserer Gesellschaft herrschen, wenn die Zeitungen unsere Neugierde, unsere Plaudersucht nicht täglich mit neuem Stoff versähen!

Es ist eine unläugbare Wahrheit, daß die Zeitungen vieles zur Verfeinerung, zur Bildung eines Volks beytragen. Ein Mensch, der sich bloß auf sich selbst, oder höchstens auf einen kleinen Zirkel ihn umgebender Geschöpfe einschränkt, und sich nichts um die ganze übrige Welt bekümmert, wird immer ein mürrischer, stumpfer unbehülflicher, kurzsichtiger Bürger bleiben. Da hingegen der andere, welcher an dem Thun und Treiben, an dem Wohl und Wehe, an den Narrenstreichen und Edelthaten aller seiner Mitmenschen Theil nimmt, seinen Verstand übt, seine Klugheit schärft, sein Herz fühlbar, und seinen Umgang geselliger macht. Durch die Zeitungen wird jeder wichtiger Vorfall, jeder große Unglücksstreich, jede neue Erfindung, jeder gute oder bedenkliche Auftritt mit einer Schnelligkeit über alle Nationen verbreitet, von der die alte Welt keinen Begriff hatte. Diese Flugblättchen sind ein gleich großes Bedürfniß und Vorzug unserer Zeiten; sie herrschen in den Pallästen und Buden, in den öffentlichen und privat Häusern.

Kein Land von Europa hat wohl so viele und vielerley Zeitungen, wie unser zerstücktes Deutschland. Es ist für alle Gattungen von Lesern gesorgt. Politische,

litterarische; militarische, ökonomische, theatralische, merkantilische, geistliche ꝛc. ꝛc. Zeitungen füllen täglich von allen Orten und Ecken her die Felleisen der Postillons. Ich glaube, es ist nicht zu viel gesagt, wenn ich sechzig in Deutschland erscheinende Zeitungen annehme.

Wien hat seine politische Zeitung, mit der eine Art von Intelligenzblatt verbunden ist, die alle Wochen zweymahl erscheint, und 12 Fl. kostet. Sie ist zwar keine Hofzeitung, unterliegt aber doch einer strengen Zensur. Der Inhaber bezahlt für das Privilegium derselben jährlich gegen 9000 Fl.

Neben dieser erscheinen noch ein paar Zeitungsähnliche politische Blättchen, eine ökonomische Zeitung, eine Kirchenzeitung, eine Gazette de Vienne, eine Gazetta di Vienna, Ephemerides Vindobonenses (eine lateinische Zeitung) eine ungarische Zeitung, eine Compilation complette. . . Ein literarisches, periodisches Blatt hat Wien nicht.

Von andern Zeitungen werden am meisten gelesen die Brünner, Erlanger, Hamburger, Frankfurter, Augsburger, Regensburger, die französische von Köln, Leiden, Courrier du Bas Rhin; die wälsche von Florenz, das London Chronilce, das politische Journal. . . . . die allgemeine Litteratur-Zeitung.

Seit zwey Jahren druckt man hier auswärtige Zeitungen nach. Ein gewisser Franzos kam zuerst auf diesen ehrsamen Einfall, errang sich ein Privilegium auf den Nachdruck der damahls eben sehr unbescheidenen Leidner-Zeitung, und lebt seitdem regelmäßig auf Kosten des Herrn Stephan Luzac. — Da es ohne Zweifel sehr bequem, ist und weiter nichts als ein bischen harte Haut fordert, um auf Kosten eines fremden Zeitungsschreibers zu leben: so fand der industriöse Franzmann

straks Nachahmer. Man fiel über verschiedene Zeitungen her; aber das Publicum griff nicht so gierig zu, als jene bequemen Herren es wünschten; und außer der Leidner, wovon das Original strenge verbothen ist, und dem Erlanger, wird jezt keine weiter nachgedruckt.

Besser und verzeihlicher ist der Einfall, aus den beliebtesten Zeitungen verschiedener Sprachen, deutsche Auszüge zu machen. Solcher Auszüge werden gegenwärtig dreyerley gedruckt.

Vor einigen Monathen fiengen einige zweydeutige Köpfe an, eine Schwarze Zeitung drucken zu lassen. Sie erscheint wöchentlich zweymahl. An der Fronte steht der Tod, sie enthält Unglücksfälle, und Biographien von lauter Selbstmördern. Ihre Absicht kann nicht gut seyn. Biographien von Selbstmördern sind allenfalls für den Psychologen und philosophischen Menschenforscher; aber sie in einem regelmäßig erscheinenden wohlfeilen Wochenblatt dem Volk unaufhörlich vorerzählen, dieß heißt, dasselbe mit der Idee des Selbstmordes vertraut machen, es endlich daran gewöhnen, daß es wohl gar Gefallen und Ruhm darin suche. Denn diese Mordgeschichten sind in der Volkssprache vorgetragen, und die Selbstmörder heissen alle berühmte Leute. Auch ist das Ding so eingerichtet, daß man die Mordgeschichten nicht als eine veraltete Zeitung wegwerfe, sondern daß man sie besonders kann zusammen binden lassen, und ein ordentliches Hauslesebuch daraus machen.

Und diese nichtswürdige Zeitung wird vom gemeinen Volk stark gelesen. — Wäre ihre Schuld auch nur diese, daß sie das geringe Publicum wieder an den abscheulichen Geschmack für Mordgeschichten gewöhnt, so verdiente sie schon verdammt zu werden.

XVI.

Geschriebene Zeitungen.

Die Neugierde und Lästersucht, welche nicht mit Neuigkeiten zufrieden sind, die man, ohne den Wohlstand zu verletzen, durch den Druck bekannt machen kann, haben die geschriebenen Zeitungen erfunden, welche heut zu Tage in jeder Hauptstadt, ja sogar schon in mittelmäßigen Provinzstädten im Umlaufe sind.

Wien hat zwey geschriebene Zeitungen, eine Deutsche und eine Französische. Die Deutsche ist trocken, ohne Styl, sogar ohne Orthographie geschrieben. Die Französische ist etwas erträglicher: ihr Verfasser der Exjesuit F. affectirt sogar ein witziger Kopf zu seyn; er erzählt nicht so plump und erbärmlich wie der Deutsche; nein, er spricht für die große Welt, räsonirt wohl gar manchmahl seinen eigenen Senf dazu. So lange er den politischen Kannegiesser macht, ist die Sache lustig. Aber er schimpft auch auf neue Bücher, sucht den Verfassern derselben Gehässigkeiten anzuhängen; schreit gegen Freyheit zu denken und einreissenden Deismus; legt die Verbrechen einzelner Menschen der Schriftstellerey und der Lectüre zur Last ꝛc. und die andächtigen Weiber hohen Ranges lernen diese Predigten auswendig, kramen sie bey jeder Gelegenheit aus, und geben auf diese Art unwissend die Apostel des Meister F. und der Stupidität ab. Diese Zeitungen gehen von Hand in Hand, zirkulieren wöchentlich zweymahl, und jede derselben kostet jährlich 6 Dukaten. Die wenigsten Leute wissen ihre Verfasser.

Der Inhalt dieser Blätter ist die Geschichte des Tages und die Aergerkronik der Stadt. Sie enthalten die

wichtigsten Dinge dicht neben den unbedeutendsten: die Verordnungen des Monarchen und der Modegöttin; die Beschäftigungen der Minister, und der Stutzer; die Urtheile der Justiz, und des Putztisches. Kurz, alle Vorfälle am Hofe, in der Stadt, bey der Armee; Sterbfälle, Heirathen, Liebschaften von bekannten Personen und was man je für einen Leckerbissen der Neugierde und Lästersucht hält.

Im ganzen genommen, enthalten diese Zeitungen ein Drittheil Wahrheit, und zwey Drittheile Unsinn und Lügen; denn ihre Quellen sind über die meisten Sachen bloß Stadtgerüchte, Hörensagen &c. und dann manchmahl ein wahrer Artikel, den sie von einer Kanzelley erhaschen.

Indessen werden sie von bestellten Leuten in alle österreichische Provinzen, und von den Residenten, Agenten &c. an die auswärtigen Höfe verschickt; und die Zeitungsschreiber in Hamburg, Frankfurt, Köln, Erlangen, Bayreuth, Augsburg &c. schreiben sie mit Lust und Freude ab. Daher kommt so viel unsinniges, abgeschmacktes, lächerliches Zeug, das man allenthalben von und über Wien liest. Wir lachen hier oft ins Fäustchen, wenn ein Spaßvogel einen recht affenteuerlichen Schnack erdichtet, ihn auf die Kaffehhäuser trägt, und durch seine Gehilfen zum Stadtgespräch machen läßt. Wir prophezeihens einander, daß er troz des darin liegenden Unsinnes doch in acht Tagen durch ganz Deutschland erzählt wird: und so ists. Erst nimmt ihn die geschriebene Zeitung auf! und am zweyten Posttag macht er schon gedruckt den Weg wieder von aussen herein, den er sechs Tage zuvor geschriebner hinaus machte.

Man könnte in Wien eine eigene Zeitung anlegen,

um nur die Lügen aller auswärtigen über diesen Platz zu berichtigen. Es würde ihr nie an Stof fehlen.

XVII.

Mädchen=Pensionat.

Die Barbarey der vorigen Jahrhunderte, wo man ein Stück schlechtes Latein, und Theologie für den Gipfel alles menschlichen Wissens hielt; wo die öffentlichen Schulen bloß in der Absicht da zu seyn schienen, um Priester zu bilden: diese Barberey hatte unter ihren übrigen schlimmen Wirkungen auch die unselige Folge, daß man die Erziehung der schönen Hälfte des Menschengeschlechts beynahe ganz und gar vernachläßigte. Mädchen konnten ja keine Geistliche werden, wozu sollte man ihnen also einigen Unterricht geben, da selbst die Erziehung der Knaben lediglich darauf angelegt war, das Herr der Altardiener stets mit hinlänglichen Rekruten zu versehen. . . . . Daß einer polizirten Nation daran gelegen seyn müsse, aus den aufkeimenden Mädchen vernünftige Gesellschafterinnen, gute Hauswirthinnen, unterrichtete Mütter, nützliche Gattinnen herzustellen, daran dachte Niemand.

Selbst nachdem die öffentliche Erziehung der Knaben schon auf einen bessern Fuß gesetzt war, vergaß man noch immer der Mädchen. Es schien, als ob man mit jenen Kirchenlichtern einstimmig dächte, die auf einem Conzilium die erbauliche Frage aufwarfen: Ob die Weiber auch Seelen haben, und wahre Menschen seyen!

Erst in den neuesten Zeiten wurde die Wichtigkeit der weiblichen Erziehung hie und da einem Mann von Ansehen einleuchtend; und dadurch entstanden an einigen zerstreuten Plätzen Deutschlandes Mädchenschulen. In

Oesterreich sieht man gegenwärtig Mädchenschulen als ein wahres Staatsbedürfniß an, das der Nazion wesentliche Vortheile bringen wird.

Um also seine Länder mit hinlänglichen Mädchenschulen zu versehen, und dieselben mit tauglichen Lehrerinen zu besetzen, legte der Kaiser in diesem Jahre ein Mädchenpensionat an, welches für die weibliche Welt das nähmliche ist, was ein Schulmeister-Seminarium für die männliche: eine öffentliche Staats-Anstalt, Lehrerinnen zu bilden.

Dieses Institut besteht gegenwärtig aus 24 Mädchen, von 7 bis 14 Jahren. Es ist ganz ein Schöpfungswerk des Kaisers. Sie bleiben acht Jahre im Pensionat, und sind dann bestimmt als Lehrerinnen in öffentlichen Mädchen-Schulen einzutreten. Während ihres Lehrcurses erhalten sie Unterricht in der Religion, im Schön- und Rechtschreiben, im Rechnen, Zeichnen, in der Naturlehre, Naturgeschichte, Erdbeschreibung, Geschichte, im schriftlichen Aufsatz, in deutscher und französischer Sprache, und in den gewöhnlichen weiblichen Arbeiten.

Für die Religion ist ein Geistlicher, für die übrigen Gegenstände sind weltliche Lehrer, für die französische Sprache und weiblichen Arbeiten Madame Lüzac und ihre Gehülfin Madame Linde.

Nach einiger Zeit werden allemahl neue Zöglinge angenommen, welche von den ältern, die den Lehrcurs schon vollendet haben, unter der Leitung der Lehrer unterrichtet werden. So haben diese Gelegenheit, sich schon im Institute selbst in ihrem Berufe practisch vorzuüben.

Das Institut ist in einem Flügel des Ursuliner Klosters angelegt, hat aber mit dem Kloster nicht den min-

besten Zusammenhang. Die Mädchen sind niedlich, aber ganz einfach gekleidet. Der Monarch hat ihnen zur Erhohlung einen Garten in der Vorstadt gegeben und dort Spiele zu nützlicher Leibesbewegung anlegen lassen. . . . Die Aufsicht im Hause besorgt Madam Lüzac.

Die Aufnahme in das Pensionat hängt von der Wahl Sr. Majestät ab, Höchstwelche das Institut mit wahrer kaiserlicher Freygebigkeit unterhält. Es ist alles darin mit Reinlichkeit und Bequemlichkeit eingerichtet. Am ersten Sonntage jedes Monaths steht der Eintritt dazu jedermann offen, der sich mit der Einrichtung davon bekannt machen will.

XVIII.

Der Prater.

Der Nahme dieses Lustwaldes kommt vermuthlich von dem spanischen Prado, aus dem der Wienerische Pöbel seinen Prater machte, und durch seine Stimmen-Mehrheit bewirkte, daß ihm auch die große und die gelehrte Welt in dieser Benennung folgt.

Dieser Lustwald, der von Hirschen, Fasanen und Wildschweinen bewohnt ist, dient bekanntlich den Wienern zu ihrem allbeliebten Belustigungsplatz. Man kömmt durch die mit einer Kastanienallee besetzte Vorstadt Jägerzeil auf einen großen, freyen Halbzirkel: von diesem führen fünf Alleen in den Freudenhain. In dem mittlern Raum finden sich eine Menge Wirthshäuser, Sommerhäuser, Tische, Kegelbahnen, Karussel, und andere zur Leibesbewegung dienende Spiele.

„Was ist heute Nachmittag zu machen?“ fragt der Handwerksmann Sonntags nach der Kirche seine Hälfte: Wir gehen halt in den Prater, versetzt diese, und der

ganze Haufe seiner Kinder stimmt aus vollem Halse mit ein. Diese bey der ganzen bürgerlichen Classe gleichgestimmte Neigung für den Prater, füllt ihn an Feyertagen mit einer ungeheuren Menge Menschen, und stellt von allen Seiten einen auffallend mahlerischen Anblick dar. . . . . In den Hauptalleen das Rollen einiger hundert ab- und zufahrender Kutschen; unter den Bäumen Tische, mit Geflügel und Weinflaschen bedeckt, dazwischen Spiele, Musiken, das Jubeln der Kinder, das Gesause von Scherz und Lachen der Volksmenge; allenthalben buntes Gewühl einiger tausend Menschen, die theils im Schatten herumwandeln, theils am Zechtisch schmausen, theils sich ins Grüne gelagert haben, theils in größern Entfernungen, Arm in Arm geschlungen, durch die Gebüsche schweben, und der Freundschaft oder Liebe opfern . . . Dieß ist das Bild des Praters an festlichen Tagen. An gewöhnlichen Wochentagen ist er natürlicher Weise weniger bevölkert, aber man trifft doch immer, früh und spät einige Gesellschaft an.

Es ist ein Irrthum, wenn Hr. Reichard in seinem Reisebuch *) sagt, der Prater und Augarten seyen an Sonn- und Feyertagen Morgens gesperrt. Der Eingang dazu steht immer offen.

Neben der Mittelallee links ist der Feuerwerksplatz. Das große Gerüste zu diesem Schauspiel bleibt das ganze Jahr stehn. Herr Stuwer, aus Ingolstadt in Baiern, ward nach verschiedenen Schicksalen zum Feuerwerker. Man muß gestehn, daß er seiner Kunst Ehre macht. Die Feuerwerkstage sind die schönsten Tage des Praters.

---

*) Reisebuch von Reichard.

Der Eintritt kostet 20 Kreuzer; dieß macht, daß bey diesem Schauspiel der geringe Pöbel wegbleibt, und dann nur das bessere Publicum erscheint. . . . . Gegen fünf Uhr Abends fängt der Zug dahin an. Alle Eingänge sind mit Cuirassiers besetzt, die mit blankem Säbel Ordnung halten. Man macht erst eine kleine Spazierfahrt im Walde, oder bestellt sich nach Wienersitte eine Jausen unter den Bäumen. — Die Dämmerung beginnt, eine Kanone kracht! dieß ist das erste Signal. Die entferntern Spaziergänger nähern sich; wer bey Tische sitzt, frägt um seine Zeche, und bereitet sich, dem Schauplatz nahe zu kommen. Eine halbe Stunde verfliegt: ein neuer Kanonenknall, und eine himmelansteigende Rakete rufen die Zerstreuten zum Mittelpunct. Nun strömmt alles herzu. Die Damen besteigen das dem Gerüste gegenüber stehende Amphitheater; die Kavaliers stehen ihnen zu Seite. Der größte Haufe von Zusehern stellt sich auf den ebenen Rasen zwischen beyden Gerüsten. Indessen ist es Nacht geworden. Noch ein dritter Donnerschlag, und nun fährt eine Raketenreihe pfeifend in die Luft, und macht dem Schauspiel den Anfang. Es dauert gewöhnlich drey Viertel Stunden: die Erde zittert; der Wald widerhallt vom betäubenden Donnergeknalle; es erscheinen Städte, Palläste, Festungen, Gärten, Tempel, Brunnen ꝛc. alles im abwechselnden vielfärbigen Feuer, welches die ganze Gegend herum erleuchtet daß man dabey lesen könnte. Den Schluß macht allemahl eine schreckliche Kanonade, wie sie einst von Kollins Höhen herunter gedonnert haben mag. Wenn die Witterung gut ist, nimmt Herr Stuwer gewöhnlich 5 bis 6000 Gulden ein.

Am südöstlichen Ende des Praters, dicht an einem Arm der Donau, liegt das Lusthaus, ein runder, ganz frey stehender Pavillon, mit drey von aussen rings herum laufenden Gallerien, von denen man eine artige Aussicht genießt. Dieses Lusthaus ist das ganze Jahr zum Vergnügen des Publicums offen. Man wird mit Erfrischungen bedient, und hat von allen Seiten angenehme Spaziergänge herum. Die vom Anfange des Praters bis dahin nach der Schnur angelegte Allee ist genau dritthalbtausend Klafter lang. In den schönen Sommertagen, vorzüglich aber im Frühling, ehe der Adel Wiens noch auf seine Landgüter gewandert ist, wird dieses Lusthaus sehr häufig besucht; der ganze Weg dahin ist mit Menschen, Pferden und Kutschen bedeckt. Um den leidigen Staub zu dämpfen, der sich zu Wien in alles mengt, hat man im vorigen Jahre an dieser langen Allee Brunnen angelegt, aus welchen die zum Gassenkehren verurtheilten Arrestanten Wasser schöpfen, und damit den Weg begiessen.

Es ist ein Schauspiel von besonderer Art, wenn man sich an einem schönen Sonntag in ein Kaffehhaus an der Leopoldsbrücke setzt, und von dort aus der Menschenkinder treiben, jagen und rennen nach Vergnügen beobachtet. Wenn es Abend wird, so rückt aus dem Prater gewöhnlich ein Zug von Kutschen an, dergleichen man wohl an wenig Orten sehen wird. Dritthalb Stunden lang fahren oft über zwölfhundert Wägen, einer dicht hinten dem andern, im sachten Schritt über die Brücke herein.

Die Jesuiten, welche sich allenthalben so angenehm und gut zu nisten wußten, schwatzten einem jener bekannten frommen Kaiser auch den Prater ab. Man

nahm ihnen aber den Hain in der Folge wieder ab, der unter Carl VI. und Franz bloß dem Hof und dem Adel zur Spazierfahrt diente, von dem jetzigen Kaiser aber allem Volke offen gegeben ward.

XIX.

Egoismus.

Es ist eine allgemeine Klage der heutigen Sittenrichter, daß der Egoismus sein Reich allenthalben und allmächtig ausbreite.

Der Egoist, oder der Selbstler, wie ich ihn auf Deutsch nennen möchte, ist allerdings ein gehäßiges Geschöpf. Er betrachtet sich allein als den Mittelpunct aller Dinge. Er will die Vortheile der gesitteten Menschengesellschaft genießen, ohne an den Lasten derselben Antheil zu nehmen. Das Leiden seiner Mitgeschöpfe rührt ihn nicht im geringsten, wenn er nicht selbst darein verflochten wird; und die Freuden theilt er nur aus Nothwendigkeit mit denselben, weil es nicht möglich ist, allein gewisse Vergnügungen zu geniessen. Stünde es in seiner Macht, er würde alle Annehmlichkeiten auf seinen Wohnplatz, und auf seine Lebensdauer zusammendrängen; denn „wenn ich nicht mehr bin, so mag die Sündfluth wieder einbrechen, und die Welt zu Grunde gehen" sagt er ganz gleichgültig. Um seinem werthen Ich die mindeste Unbequemlichkeit zu ersparen, würde er der ganzen Welt Leides thun, und wenn er das mindeste Gute wirkt, so geschieht es nur, um zehnfache Zinsen davon zu erndten. . . . Großmuth, Wohlthätigkeit, Mitleiden, Freygebigkeit, Vergeltung ꝛc. sind ihm unbekannte Begriffe.

Die Entstehung und Verbreitung dieser Selbstsucht

schreibt man gemeiniglich unserer Verzärtelung, dem steigenden Luxus, der Vermehrung unsrer eingebildeten Bedürfniße zu. Ohne Zweifel tragen diese Dinge viel dazu bey. Aber, laßt uns aufrichtig seyn; die Denk- und Handlungsart der heutigen Könige mag wohl auch das ihrige thun, den Egoismus der Privatleute zu verstärken. Wo hört man denn zu unsern Zeiten noch viel von Großmuth, Belohnung, Freygebigkeit der Souveraine? Oekonomie, Einschränkung, Reduzirung, Abschaffen, Ersparniß, ꝛc. dieß sind gegenwärtig die allbeliebten Tugenden der Höfe, und das blödköpfige oder bestochene Volk der Zeitungsschreiber und Journalisten schreit jede kleinliche Knauserey der Erdegötter als Meisterstück hoher Weisheit und Finanzkunst aus. Ein Theil des Publikums sieht aber solche Dinge aus anderm Gesichtspuncte, und wird, nach hohem Beyspiel sich modelnd, zum Egoisten.

XX.

Brittensucht.

So übersetze ich das Wort Anglomanie. Diese Sucht ist gegenwärtig bey der feinen Welt in Wien sehr allherrschend. Während des Amerikanischen Krieges faßte sie die ersten Wurzeln. Man fieng damahls sehr allgemein an, Englisch zu lernen, um die Zeitungen zu lesen: dabey machte man sich mehr mit den Engländern und ihren Sitten bekannt. Es waren von jeher immer junge reisende Britten hier gewesen; unter der jetzigen Regierung vermehrte sich ihre Zahl, mit dieser auch ihre Kleidertracht, ihre Thorheiten und ihre Vergnügungen. Die Sucht, sie nachzuahmen, wuchs und verbreitete sich immer mehr.

Die Wirkungen dieser Brittensucht sind Englische Sprache und Lektüre, runde Hüte, große grobe Ueberröcke; dickbauschige Halsbinden, dunkle Fraks mit hochstehenden Halskragen; Stiefel und Sporn zu allen Zeiten, ein nachläßiger schwerfälliger Gang, dicke ästige Bengel statt der Spazierstöcke, eine Art von Rustizität in Stellung und Manieren, Kadogans, Punsch, Jokeis, Wiski, Wettrennen ꝛc.

Bey den Weibern ist es die Lust zu reiten, Thee, Hüte, Anglaisen, Sprache und Lektüre, und ein allgemeines Vorurtheil für jeden jungen oder alten, hübschen oder häßlichen Knaben, der zwischen der Insel Wight und den Orkaden zu Hause ist.

Was an diesen Dingen Gutes und Schlimmes, Anständiges und Lächerliches sey, sieht jeder von selbst.

Daß wir die Engländer in der bequemen Tracht, in den Verbesserungen unsers Geräthes nachahmen, ist allerdings vernünftig; aber wenn sich ein Wienerischer Gauch, der nie über Gumpoldskirchen hinaus gekommen ist, mit dem Punschglas in einer und dem ästigen Bengel in der andern Hand, einbildet, ein Engländer zu seyn, er, den der nächste Polizeysoldat bey der Rockfalte ins Gefängniß schleppt, oder der Korporal mitten in der Nacht aus dem Bette fort nach der Caserne treibt — dann muß man ihn bemitleiden. . . . Und jene närrischen Weiber, die weiß nicht welchen Schwung und welche Lust darin finden, mit jedem durchziehenden Brittischen Brausekopf eine Liebschaft auf vier Wochen anzufangen; was sollen wir dazu sagen? — Nichts.

Ehedem war der Nahme Engländer in den meisten großen Städten von Europa beliebt und geehrt. Eine gewisse Großmuth, Freygebigkeit, und gesetzter Karakter

zeichnete die Reisenden dieser Nation aus. Seitdem aber so viele jungthuende Sauseköpfe, Söhne von Stahlschmieden, Wollekrämern, Schinkenhändlern, Bierbräuern, Malzkochern rc. aus Woodstock, Leicester, Terbury Alfreton, Blandfort rc. in der Welt herum schwärmen, sich für Lordssöhne ausgeben, betrunken zu den vornehmen Tafeln kommen, an den Handwerksburschen und Fiakerknechten ihre Box-Kunst ausüben wollen; seitdem hat sich die ehemahlige Achtung wenigstens hier in Wien gewaltig vermindert. Das bessere Publikum untersucht jetzt erst, ob der Engländer auch ein vernünftiger gesitteter Mensch sey, ehe es seinen Umgang duldet; es überläßt die Tollheit, alles was aus England kommt, ohne Wahl und Prüfung mit offnen Armen aufzufangen, den deutschen Coxcombs beyderley Geschlechts.

XXI.

Moden.

„Wien richtet sich in Sachen der Mode, im Ganzen genommen, noch immer nach Paris. Es gibt Damen und Modehändlerinnen hier, die sich periodisch Puppen und Zeichnungen aus Frankreich kommen lassen. Selten wachsen auf unserm einheimischen Boden neue Moden und wenn es auch geschieht, so schwingen sie sich doch nicht zu dem Ansehen einer Parisischen empor."

„Ueberhaupt aber muß man gestehen, daß hier die Moden nicht sogar unaufhörlich wechseln, nicht zu einer sogar entscheidenden Wichtigkeit erhoben werden, wie wir es von Paris hören. Es gibt nicht gar viele Damen, die ein Verdienst darin zu finden glauben, die vielfältigen neuen Moden sobald möglich an sich zu pflan-

zen. Der größere Theil ändert ziemlich langsam. Ich glaube, in Paris wechseln die Moden wenigstens viermahl, bis sie hier einmahl allgemein wechseln; viele derselben kommen gar nicht über unsern Horizont. Es muß etwas sehr bequemes und hübsches seyn, wenn es bey der ganzen galanten Wienerwelt Eingang finden soll: dann erhält es sich aber auch, im Durchschnitt, wenigstens um drey viertel Jahre länger, als in Frankreich. Ob deutsches Phlegma, Häuslichkeit, Blödigkeit der Putzmacherinnen, Abwesenheit einer regierenden Monarchinn rc. Ursache dieser Stagnation sey, kann ich nicht entscheiden."

So spricht das Journal des Luxus und der Moden — das dogmatische Buch für die Gläubigen der Göttinn Mode — über diese Rubrike.

Das Journal der Moden hat Recht. Man trägt sich in Wien mit Geschmack; man ändert von Zeit zu Zeit etwas in Farbe, Schnitt, und andern Nebensachen; aber man macht nicht gar alle modischen Albernheiten und Nichtswürdigkeiten mit, die unsere quecksilbernen Nachbarn jenseit des Rheins in ihrem Tändeley-Taumel aushecken. Man macht aus einem neuen Lockenbau, aus einer Schnallen-Garnitur nicht jene unendliche Wichtigkeit wie dort drüben; indessen will ich doch jedem ehrlichen Mann, der in den Zirkeln der bessern Gesellschaften gern gesehen mag werden, wohlmeinend gerathen haben, sich nicht sehr altväterisch zu tragen, und überhaupt durch eine niedliche Kleidung seine Außenseite eben so hübsch und geschmackvoll heraus zu putzen, als sein Inneres durch Wissenschaft, Litteratur, Philosophie, Witz und Laune geschmückt seyn mag.

Die Männer tragen sich heut zu Tage größten Theils

nach englischen Mustern. Auch scheint es, daß die stets mit Niedlichkeit, und Bequemlichkeit verbundene Solidität des englischen Anzuges sich besser mit unserm deutschen National-Karakter vertrage, als das gar zu tändelhafte Flitterwerk der Franzosen .... Die Weiber aber haben noch immer mehr Anhänglichkeit für ihre schon verjährte Gesetzgeberinn am Putztisch, für die Hauptstadt Frankreichs und der Moden, für das in diesen Kleinigkeiten unerschöpfliche Paris. Darum reisen die berühmtesten zwey Modehändlerinnen von hier, Madame J. und Madame M. alle Jahre wenigstens einmahl in Person nach Paris, um dort mit eigenen Augen zu sehen, was in ihrem Fache Neues erschienen ist, und mit diesem Neuen sogleich unsere niedlichen Damen heraus zu putzen. Wie groß dieses Bedürfniß bey der hiesigen weiblichen Welt überhaupt sey; läßt sich ungefähr daraus berechnen, daß sechshundert fünf und sechszig öffentlich privilegirte Putzmacherinnen in Wien und dessen Vorstädten ihr niedliches Handwerk treiben.

Die Moden sind einer der ersten, wesentlichsten, und kostbarsten Bestandtheile unseres Luxus. Die ernsthaften, häuslichen Väter und Ehemänner haben ihren leidigen Jammer damit. Da kommen der Zeuche, der Hüte, der Bänder, die Spitzen, der Schnallen, der Ohrgehänge, der Hauben, der Fächer, der Dosen, der Halstücher, der Federn ꝛc. ꝛc. bald so viele, als Tage im Jahre sind; und will man den lieben Hausfrieden in seinen vier Pfählen erhalten, so muß man schon wenigstens von Zeit zu Zeit mit so einem Artikel die gute Laune der theuren Hälfte oder der heranwachsenden Töchter erkaufen.

Ich hätte meine wahre Freude daran, Euch, geehrte

Leser, einen männlichen und weiblichen Stutzer nach dem Leben zu zeichnen, wie sie eben jezt auf dem Graben herumflattern; weil aber mein Gemälde vielleicht in wenigen Wochen schon wieder veraltet seyn möchte, so verweise ich Euch auf das Weimarische Moden-Journal, welches von Monat zu Monat die Symptomen des Moden-Fiebers mit Einsicht, Wahrheit und Anschauungskraft darstellt.

XXII.

Kirchen.

Es sind gegenwärtig ungefähr 30 Kirchen und Kapellen weniger in Wien, als ihrer vor sechs Jahren waren; und auch die noch bestehenden haben eine etwas veränderte Gestalt bekommen.

In den Zeiten der kleinfügigen Andacht behing und überlud man unsere Kirchen mit so vielen überflüssigen, zum Theil auch unanständigen und läppischen Verzierungen, Bilderwerk, Tändeleyen, ꝛc. daß viele derselben dadurch gänzlich verunstaltet wurden, und eher einem geistlichen Trödelkram, als einem Tempel Gottes ähnlich sahen. Das Fahnen- und Stangenwerk der ehemahligen Brüderschaften, stellte gleichsam einen ausgedorrten Wald in den Kirchen vor; wo immer ein leerer Winkel übrig war, stellte man ein Kreuz, einen geschnitzten Heiligen, ein Bild, einen Leuchter ꝛc. hin. Wo sich eine geschnitzte oder gemahlte Statue von Christus, Maria oder einem andern Kirchenpatron befand, setzte man ihr eine baumwollene oder andere Perücke auf; staffirte sie mit einer silbernen oder blechernen Krone aus; legte ihr auch wohl gar ein seidenes oder wollenes Röckchen, einen Mantel, oder so was an. Alles dieß sollte — nach dem Sinn blöder Andächtler und ein-

fältiger alter Weiber — eine Verherrlichung der Kirche, ein auferbaulicher Beytrag zur größerer Anflammung der christlichen Frömmigkeit seyn.

Mit der heiligen Messe wurde ebenfalls eine Art von Unordnung getrieben. Man las deren zu gleicher Zeit so viele, daß sie, statt die Andächtigen in einer ruhigen Gemüthsversammlung zu halten, dieselben vielmehr zerstreuten. Bey jedem Altar stand ein Priester: der eine war bey der Wandlung, der andere beym Evangelium; der las den Canon, jener die Collecte; dieser consekrirte, jener sprach das Ite Missaa est. Man wußte oft nicht, gegen welchen man sich mit dem Gesichte wenden, ob man knieen oder stehen sollte. Hier ward Oremus gesungen, dort zur Elevation geklingelt, weiter hin zur Communion an die Brust geklopft ꝛc. ꝛc. Kurz, es war eine andächtige Verwirrung, die jede wahrhaft fromme Seele bestürzt machte.

Seit einigen Jahren herrscht mehr Anständigkeit, Majestät, Ernst, Ruhe, und Ordnung in den Wienerschen Kirchen.

All der alberne Bruderschaftsplunder ist aus denselben weggeschaft; den verkleideten Statuen hat man ihre Perücken und Mäntel abgenommen; statt dem profanen Geludle, das oft einen Chor aus einer Opera Buffa in ein Sanctus verwandelt, und es während den heiligsten Religions handlungen gar süße herunter gekräht hatte, ist der populare deutsche Kirchengesang eingeführt. Mit den Messen, als dem wesentlichsten Stück des katholischen Gottesdienstes ist die Ordnung getroffen, daß von halbe Stunde zu halbe Stunde immer nur Eine, und diese auf dem Hauptaltar der Kirche gelesen werde; die übrigen Altäre stehen gegenwärtig ungebraucht da, und wer=

den nur nicht weggerissen, um keine unsymetrische Lücken in die Kirchen zu machen. Bloß in einigen der größten Hauptkirchen ist es erlaubt, neben der hohen Messe noch ein paar stille zu lesen, um gewissen Classen von beschäftigten Leuten ein Genüge zu leisten.

So sehr auch einige eigennützige Priester gegen diese Einrichtung aufgebracht seyn mögen, so gewiß ist es doch, daß die Kirchen nach ihrer wesentlichen Bestimmung dadurch sehr gewonnen haben. Der vernünftige Christ besucht sie jetzt mit mehr Auferbauung und mehr gerührtem Herzen, bethet vielleicht etwas weniger, klopft minder oft an sein Herz, hört wenigere Messen; verrichtet aber seine Andacht mit mehr Ruhe, Salbung und Würde.

XXIII.

Bäder.

Man kennt die Träume des Franzosen De Maillet. Er studirte, während seiner Consulschaft in Aegypten, durch fleißige Beschauung der Meeresbewegung, die Hypothese aus, daß die ganze Erde ehedem ein Meer gewesen, und wir Menschen in unserm ersten natürlichen Zustande die Gestalt gehabt, wie man die Tritonen und Sirenen mahlt: oben Mensch, unten doppelschwänziger Fisch. Darum empfiehlt er uns das Element dieser Thiere vorzüglich, und sagt: im Wasser leben sey das wahre Athmen unserer angebornen Luft. *)

De Maillet übertreibt die Sache, das ist gewiß; aber eben so richtig ist, daß wir gar zu wenig im Was-

*) Respirer l'air natal.

ser leben; und aus diesem Gesichtspunct betrachtet, lobe ich mir den Pseudopropheten Mahomed, daß er seine Muselmänner durch die Religion zum Baden verpflichtet hat. . . Eine übelverstandene Keuschheits- und Züchtigkeitssorge, hat bey uns das Baden, Schwimmen, und dergleichen Leibesübungen im Wasser beynahe gänzlich verdrängt, und zu einer Art von Sünde gemacht, da es doch augenscheinlich ist, daß in unsern Kinder- Jünglings- und Männer-Jahren wenige Uebungen dem Körper so heilsam sind, als Baden, Schwimmen 2c. Es erfrischt das Geblüt, reiniget die Oberhaut, stärkt die Nerven, macht gelenke und hurtig, und gibt überhaupt unserer ganzen Maschine Festigkeit.

Erst in den neuesten Zeiten hat man, von der Gewißheit dieser Wahrheiten überzeugt, jene Wasserübungen bey den militärischen Erziehungsanstalten wieder eingeführt. Hier sind sie freylich am nothwendigsten; aber gleich heilsam würden sie für die ganze Nation, besonders für die männliche Jugend seyn. Der Staat sollte sichs angelegen seyn lassen, durch die Wundärzte und Pfarrer auf dem Lande den Gebrauch des Wassers allgemein anzuempfehlen und einzuführen. Eine Predigt über die Vortreflichkeit des Badens und Schwimmens wäre nützlicher, als eine über die Wichtigkeit des Portiunkula-Ablasses.

Die Wiener hätten es vorzüglich nöthig, ihre Leiber fleißig ins Wasser zu tauchen, weil der ewige Staub, und der schwere, dampfige Dunstkreis dieser Stadt ihre Einwohner auch vorzüglich beschmutzen. Sie baden sich zwar, aber lange nicht genug. Man hat vor einigen Jahren des vermeintlichen Aergernisses und der Ersäufungsgefahr wegen das Baden in der Donau verbothen.

Zum Ersatz dafür sind ein halbduzend Badhäuser vorhanden, wohl bemerkt: Sechs Badhäuser für Wien, das heißt, ein wahres Nichts für eine so große Stadt. Der kleinste Preis für eine Person in diesen Bädern ist 17 Kreuzer, ungefähr so viel als sich der gemeine Mann einen Tag über verdient, folglich nicht auf das Bad wenden kann. Der Staat sollte irgend eine Anstalt treffen, daß besonders die Kinder der niedrigern Volksclassen ohne ihre Aeltern darüber in Unkosten zu setzen, oft gebadet werden könnten, und wirklich gebadet würden.

Vor zwey Jahren wurde das kalte Stürzbad im Lichtensteinischen Garten Mode. Es gehörte zum guten Ton, dahin zu eilen und sich zu stürzen. Männer und Weiber, Damen und Stubenmädchen, alles stürzte sich kopfüber in das Wasser: man erzählte allgemein von den guten Wirkungen dieser Plätscherey; und was das Lustigste ist, die Wirkungen derselben waren ganz entgegen gesetzt. Den geistlichen Herren kühlte es das Blut und erleichterte es die Pflicht des Zölibats; schwächliche Herren und Damen stärkte es zu den Pflichten des Ehestandes. . . Nach einigen Monathen war die allgemeine Stürzlust wieder vorüber.

Eine wahrhaft gute und bequeme Anstalt dieser Gattung sind die kalten Bäder welche Doctor Ferro dicht am Augarten, auf der Donau angelegt hat. Sie liegen auf großen Kähnen: man befindet sich vermöge eines Gitterwerks in dem natürlichen, lebendigen Strohm der Donau. Noch in diesem Jahre hat Dr. Ferro diese Bäder auch zum Spritzen eingerichtet, daß man sich im nämlichen Augenblick am ganzen Leib begiessen kann, weil die Empfindlichen sich beklagten, daß ihnen beym

einsteigen in das kalte Wasser das Geblüt alles in den Kopf getrieben werde. Die Cabinetchen in diesem Bade sind mit Sopha, Spiegeln, und allen Bequemlichkeiten versehen. Ein einzelnes Bad kostet 40 Kreuzer, wer sich eine bestimmte Zeit hindurch regelmäßig badet, hat es um etwas geringern Preis.

XXIV.

Akademie der Künste.

Die Kunst hat in Wien schon seit langer Zeit große und erhabene Gönner und Liebhaber gezählt. Dieß ist billig. Ein so blühender und reicher Staat, wie der Oesterreichische, kann und muß allerdings etwas auf die Künste verwenden, die freylich zum thierischen Leben, für ein Volk von Hottentoten und Kalmuken entbehrlich sind, aber nicht für eine Nation, die in der Welt eine Rolle spielen, die sich Achtung erwerben will; die Geist, Muth, und Bestreben nach bessern Kenntnissen, nach einer edlern Existenz in sich fühlt; kurz, nicht entbehrlich für eine gesittete, emporstrebende, verfeinerte Nation.

Dieser Wahrheit ist man in Oesterreich überzeugt. Schon Kaiser Leopold entwarf im Jahre 1704 den Grund zu einer Kunst-Akademie; ließ die unentbehrlichsten Erforderniße zu einer solchen Anstalt, die Muster der hohen griechischen Kunst, einen Laokoon, eine Medizeische Venus, einen Vatikanischen Apoll, den Borghesischen Fechter ꝛc. in Rom abformen und hieher bringen. Förmlich eröffnet wurde sie aber erst unter seinem Nachfolger Joseph dem I., am 18. Dezember 1705. Unter Carl dem VI. erhielt sie noch mehr Unterstützung, und eine neue Classe, die Classe der Architektur; auch wurden

damahls schon Preismünzen ausgetheilt. Sie bildete die Gran, Altomonte, Janek, Ferg, Donner ꝛc.

Nach vielen Abwechslungen ihres Standortes ist endlich die Akademie der Künste vor zwey Jahren in das dritte Stockwerk des ehemahligen Jesuiten-Noviziates bey St. Anna versetzt worden. Hier hat sie geräumige Säle und Zimmer, für alle Classen und Arbeiten, und kann sich des von keinem Nebengebäude gehinderten Lichtes in vollem Maße auf die vortheilhafteste Art von allen Seiten bedienen. Ihre sechs Classen sind:

Geschichtmahlerey,
Bildhauerey,
Architectur,
Landschaftmahlerey,
Erzverschneiderey,
Kupferstecherey.

Ihr Protector ist seit 1772 Wenzel Anton Fürst von Kaunitz-Rittberg; ihr Vorsteher, Baron von Sperges. Das dazu gehörige Personale ist: der Akademische Rath, die Ehrenmitglieder, die wirklichen Mitglieder, die Schüler. Die Classen haben ihre Directoren und Lehrer. Jährlich werden an die Schüler, welche die besten Preisstücke verfertigen, goldene Münzen ausgetheilt. Von Zeit zu Zeit wird auch eine öffentliche Ausstellung neuer sehenswürdiger Stücke von bereits vollendeten hiesigen Künstlern, und andern akademischen Mitgliedern in dem großen Modellsaal und einigen Nebenzimmern veranstaltet, und ein eigener Catalog darüber gedruckt.

XXV.

Schatzkammer.

Der Philosoph lächelt beym Eintritt in dieses Gewölbe. . . . . Hier liegen die Herrlichkeiten der Erde: Königs=Kronen, Herzogs= und Fürsten=Hüte, Gold und Silber=Klumpen, in hunderterley schöne Formen gebracht, zum Gebrauch der Götter dieser Erde; Perlen und Edelgesteine, aus beyden Indien zusammengeholt: kurz, all jener schimmernde und flimmernde Plunder, welcher den angebeteten Götzen der Thoren ausmacht, und selbst von dem Weisen nicht ganz gleichgültig angesehen wird.

Nebst den Dingen, welche man gewöhnlich in den Schatzkammern großer Könige zu sehen pflegt, als da sind: goldene und silberne Tafelservice, große kostbare Schmuckgarnituren, und andere theils künstliche, theils theure und seltne Stücke, enthält die Schatzkammer zu Wien die Ungarische und Böhmische Krone, den erzherzoglichen Hut und noch die Insignien einiger anderer Provinzen. . . Die Ungarische Krone, welche in den vorigen Zeiten auf den Schlößern zu Ofen und Preßburg gelegen hatte und der erzherzogliche Hut, den nach altem Herkommen das Kloster Neuburg in Verwahrung hielt, wurden im April 1784 hieher gebracht.

Ehedem hielt man bekanntlich die Krone eines Reichs für ein unumgänglich nöthiges Stück zum rechtmäßigen Besitz desselben. Man verwahrte sie hinter siebenfachen Thüren, Riegeln und Siegeln. Einem König seine Krone zu stehlen, war eben soviel, als ihm sein Reich abnehmen; in der alten Geschichte von Ungarn, Böhmen, Polen ꝛc. kommen solche Beyspiele vor. . . Heut

zu Tage lächelt man über diese gutgemeinte Grille unserer ängstlichen Großväter. Statt der gefährlichen Eigensinnigkeit, den Besitz, folglich auch die Ruhe eines Landes an ein kleines Goldklümpchen zu knüpfen, sieht man jetzt auf die wesentlichern Ansprüche, auf Erbrecht und Besitz. Indessen hebt man diese alten politischen Reliquien noch als eine Seltenheit auf, und zeigt sie den Neugierigen.

Unter dem großen Vorrath von Juweelen am Familienschmuck des Oesterreichischen Hauses ist besonders merkwürdig der große Diamant, gewöhnlich der Florentinische genannt. Er ist in Betracht seiner seltnen Größe ungefähr der dritte unter allen bisher bekannten Diamanten. Das Schicksal spielte ihm sonderbar mit. Einst glänzte er am Diadem Carls des Kühnen Herzogs von Burgund. Dieser unglückliche Fürst, zuviel auf sein geputztes, reiches, vom blühendsten Adel strozendes Heer bauend, wurde von den groben Schweitzerbauern zum erstenmahl bey Gransee schlimm zugerichtet, und verlor daselbst vorzüglich sein ganzes Lager, sammt allen darin liegenden Schätzen und Kostbarkeiten *). Unter diesen befand sich auch der große Diamant. Der Schweizerische Landsknecht, welcher ihn bey der Plünderung des Lagers erhaschte und sich vermuthlich besser auf Käse

---

*) Ein alter lateinischer Reimer hat auf die wiederholten schrecklichen Niederlagen des unglücklichen Carls folgende ziemlich lahme Verse gemacht:

Oppida trina tibi, Dux Carole dira fuère:
In *Rebus* Granse, *Grege* Murten, *Corpore* Nancy.

als auf Diamanten verstand, verkaufte ihn an einen Bürger von Bern um fünf Gulden; dieser an einen italiänischen Kaufmann um 120 Gulden; und so ging er von Hand zu Hand, und stets in seinem verdienten Preise steigend, bis ihn der Herzog von Florenz erhandelte, von wo aus er bey den veränderten Besitzern dieses Landes in die Schatzkammer nach Wien kam, wo er nun für eine Tonne Goldes nicht wieder feil ist.

Da ich kein Inventarium von den Merkwürdigkeiten Wiens mache, so übergehe ich auch die Einzelnheiten der Schatzkammer, die von Jedermann mit eigenen Augen gesehen zu werden verdient.

XXVI.

Vieh-Arzneyschule und Thier-Spital.

Die Anbether des Brama haben für alle Gattungen von Thieren eine Art von brüderlicher Liebe, weil sie dieselben für Wohnungen von Menschenseelen halten. Die Anhänger des Mahomed machen Stiftungen für Hausthiere und Vögel, um sie zu nähren. . . . Wir sind klüger: wir pflegen unsere ökonomischen Thiere, die uns zur Nahrung, Arbeit und Bequemlichkeit dienen.

Die Hornviehseuche ist ein Uebel, daß die größte Aufmerksamkeit des Staats verdient, weil sie oft die Nahrungsquellen eines ganzen Landes hemmt. Das Pferd ist ein so nützliches, für einen militärischen Staat so unentbehrliches Thier, daß man für die gute Erhaltung desselben nie zuviel Sorge verwenden kann. Um diese beyden wichtigen Gegenstände der Staatsökonomie gehörig zu besorgen, hat man die Vieharzneyschule und das damit verbundene Thierspital angelegt. Das Gebäude dieses Institutes liegt in der Vorstadt Land-

straße, in der Rabengasse. Der Aeskulap unserer ökonomischen Thiere ist Herr Wollstein.

Der erste Grund zu dieser öffentlichen heilsamen Anstalt wurde schon im Jahre 1769 von dem jetzt regierenden Kaiser gelegt. Darauf ließ man Herrn Wollstein durch alle Länder von Europa reisen, wo er seine Kenntnisse über die Naturgeschichte und Anatomie der Hausthiere, über die Krankheiten und Operationen der Pferde, über die Zucht der Pferde, des größern und kleinern Hornviehes ꝛc. erweitern konnte. Nach seiner Zurückkunft kam zu Ende des Jahrs 1777 das Thierspital und die Vieharzneyschule vollkommen zu Stande.

Da dieses Institut beynahe das einzige in seiner Art, von sehr wesentlichem Nutzen, und im Auslande nicht nach Verdiensten bekannt ist: so will ich es hier, nach einer schon gedruckten Nachricht, etwas umständlicher anzeigen.

Alle Theile der Thierarzney werden an dieser Schule nicht bloß theoretisch, sondern auch practisch gelehret. Professor Wollstein, der zugleich die Direction über das Spital und die Schule führt, lehrt Naturgeschichte verbunden mit der Lehre von den Kenntnissen der Pferde, und ihrer Auswahl zu den verschiedenen Geschäften. Dann trägt er die Lehre von dem Hufbeschlage theoretisch vor, und erläutert die Lehre von den Krankheiten und Seuchen der Pferde, des Hornviehes, der Schaafe und Schweine. Der Oberadjunct Schmied giebt practischen Unterricht im Hufbeschlage, der Adjunct und Apotheker Mengmann behandelt die Arzneymittel-Lehre, und die Kunst sie zu bereiten. Der Adjunct Tögel lehrt Anatomie und Physiologie; hält zugleich in den bestimmten Stunden die Repetitionen. Der ganze Lehrcurs dau-

ert etwas über zwey Jahre. — Die Ordnung in diesem Hause ist folgende: Morgens von 7 bis halb 9 Uhr versammeln sich die Schüler mit Professor Wollstein, betrachten mit ihm die Kranken, wohnen den Verordnungen und Operationen bey, die täglich zu verrichten sind. Von 9 bis 10 Uhr werden die Vorlesungen gehalten; und von 10 bis 11 Uhr beschäftigen sich die Schüler mit eigenen Bemerkungen. Für diejenigen, welche weder im Spital, weder in der Anatomie, Apotheke noch Schmiede die Inspection haben, sind die Stunden von 2 bis 3 Uhr Nachmittags frey. Die Repetitionen und Prüfungen, die, außer Mittwoch und Donnerstag täglich öffentlich geschehen, werden von 3 bis 5 Uhr im Hörsaale gehalten. Die Zahl der kranken Pferde beläuft sich gewöhnlich von 20 bis auf 30 Stücke; die größte Anzahl von 40 bis 50. Jedermann kann kranke Thiere gegen Bezahlung des Futters und der Arzeney in das Spital geben; es werden immer so viele angenommen, als Raum dafür vorhanden ist. Kranke Schaafe oder Hornvieh werden nur dann angenommen, wenn um Wien sich eine Viehseuche äußert. Die Schüler bestehen aus Inländern und Fremden. Nicht bloß angehende Aerzte und Wundärzte, sondern auch bürgerliche und militär-Schmiede, Bereiter und Oekonomen besuchen das Spital und die Schule. . . . Im Jahre 1777 wurde verordnet, daß keinem Schmiede das Meisterrecht soll ertheilt werden, der nicht durch Zeugnisse darthun kann, daß er den Lehrcurs der Thierarzney zurück gelegt hat. Durch eine andere Verordnung vom Jahre 1780 kann kein Arzt zu einem Physikat gelangen, der nicht die Lehre von den Seuchen und Krankheiten des Hornviehes vollendet hat. Dieser Theil der Thierarzney wird all-

jährig gegeben, und dauert der Unterricht in demselben sechs Monate. . . . Seit dem Jahre 1780 wird die Thierarzney auch an den Universitäten zu Prag, Pest, Lemberg, Freyburg, und Grätz von Lehrern vorgetragen, die in der hiesigen Wollsteinischen Schule ihre Bildung erhalten haben."

Die jungen Mediziner vom Auslande besuchen diese Schule sehr fleißig; auch haben einige deutsche Fürsten schon eigens Zöglinge in dieses Institut hieher geschickt; das also vermuthlich bald ähnliche Schulen nach dem Muster desselben in mehreren deutschen Provinzen entstehen werden.

XXVII.

Der 31. Dezember.

Unsere guten, zeremonienvollen, steifen und komplimentenreichen Vorfahren hatten gewisse Glückwünschungstage als einen Ehrenpunct festgesetzt. Dieselben versäumen, hieß freywillig Gnade, Gunst, Freundschaft, Empfehlung, und gutes Vernehmen der Familien aufgeben. . . . Um alles dieses fester zu gründen, und sich öfter im Gedächtniß derer aufzufrischen, die man aus Neigung oder Absichten zu Freunden behalten wollte, vermehrte man allmählig diese Glückwünschungstage zu einer übermäßigen Anzahl.

Der Neujahrstag; die Osterfeyer, die Pfingstfeyer; die Weihnachtsfeyer: der Geburtstag des Herrn vom Hause; der Geburtstag der Frau vom Hause; der Nahmenstag des Herrn; der Nahmenstag der Frau; die Geburtstage und Namenstage aller Kinder: Schwestern, Tanten ꝛc. ꝛc. In einigen wohlhabenden Familien von Bürgern und kleinern Beamten sogar die Jahrstage der

geschlossenen Ehe, des erhaltenen Amtes ꝛc. ꝛc. Alle diese Tage setzten den ganzen Zirkel der Bekannten vom Hause in Bewegung, daß sie sich in ihre Galakleidung steckten, zu Wagen und zu Fuß nach dem beglückten Hause eilten, und ihren Kratzfuß machten, sich zu hohen Gnaden oder alten Freundschaft empfehlend.

Allmählig faßten einige den Muth, diese ewige Glückwünscherey höchst überlästig zu finden. Es blieben für einmahl die großen Feyertage weg. Die kleinen Familien Jahrstage wurden auch wegsatyrisirt. Nach und nach vergaß man ebenfalls auf die Geburts- und Nahmenstage der kleinen und der Nebenfamilie. Die Nahmenstage des Herrn, besonders aber der Frau, und der erwachsenen Töchter, haben sich noch ziemlich erhalten. Der allgemeine, unter einer politischen Todtsünde, nicht zu vergessende Tag des Glückwunsches aber ist der Neujahrstag, oder eigentlich der Vorabend desselben, der 31. Dezember.

Wehe den Pferden von Wien an diesem Tage! besonders den Pferden der Lehenkutscher und Fiaker. Da steht keiner müßig; alle Plätze sind leer; man zankt sich darum, man überbietet einander in die Wette. Nie ist so unsicher zu gehen, als an diesem Tage: alle Gassen und Straßen sind voll von hin und herrennenden Wagen mit hochgeputzten Herren und Frauen beladen.

Wenn eben recht schmutziges Schlakerwetter einfällt, ist es ein wahrer Jammer. Das Frauenzimmer bekömmt beym Aussteigen einen derben Guß von der Dachtraufe auf den Kopf und Busen. Das Stutzerchen in weiß seidenen Strümpfen und Hut unterm Arm, wird von den Wagenrädern wie getygert mit Koth bespritzt. In den Häusern geht es Trepp auf Trepp ab; man stoßt an

gnädige Frauen und Lakeien, an Cavaliers und Laufer; jeder rennt zur Thüre, krizelt seinen Nahmen auf, oder wirft ein paar Billets hin. Die Bekannten, welche sich begegnen, lachen einander aus, oder fluchen auf alle Gratulationen.

Indessen, wie es in allen Religionen Freygeister gibt, so gibt es auch welche über das Dogma der Glückwünschungs-Nothwendigkeit. Ich bin dabey. Und, im Vertrauen gesagt, unser Haufe wächst alljährlich mehr an.

XXVIII.

Der Türkenkrieg.

Nach einem fünfzigjährigen Waffenstillstand ist endlich Oesterreich neuerdings mit den Oschmanen zu Thätlichkeit gekommen. Am neunten Februar 1788 ward dem Divan in Constantinopel, dem Bascha von Belgrad, und den übrigen Türkischen Gränzoffizieren in Bosnien, Servien, Walachey, Moldau ꝛc. die Kriegserklärung des Oesterreichischen Monarchen kund gemacht; und sogleich Tags darauf fingen schon an mehrern Orten die Feindseligkeiten an. . . . Ganz Europa hat nun die Augen auf dieses Schauspiel geheftet, bey dem auch ein Theil von Asien und Afrika mit verflochten ist.

Wien ist vor allen andern Orten bey diesem Auftritt geschäftig. Die Unternehmungen und das Schicksal der kaiserlichen Armeen an den türkischen Gränzen, sind gegenwärtig der erste Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit; die Theilnehmung an denselben macht einen wesentlichen Zug in der heutigen Physiognomie des Publicums aus.

Die Veranlassung des gegenwärtigen Türkenkrieges

ist so ziemlich die nähmliche, wie im Jahr 1737. Der gewaltthätige Angriff auf Rußland macht, daß sein hoher Allirter auch dießmahl den Degen gegen die Pforte zog. Wir müssen hoffen, daß er ihn mit mehr Vortheil und Ehre in die Scheide stecken wird, als es vor fünfzig Jahren geschah.

Laßt uns über jenen Feldzug auch in der Erinnerung so schnell als möglich, wegeilen. Man hatte keine Generale, keine Kriegscasse, keine Magazine. Es ging dann auch darnach. Zwey Jahre nach angefangener Fehde war man froh, mit dem Verlust der Walachey, Serviens und Belgrads, einen Frieden zu machen, um die Türken nicht auf dem Halse zu haben, wenn der schon sehr wahrscheinliche Fall einträte, den im darauf folgenden Jahre eine Trüffelpastete beförderte. *)

Wenn auf die Güte menschlicher Anstalten und Maßregeln etwas zu trauen und zu bauen ist: so sollte Oesterreich in dem gegenwärtigen Türkenkrieg nicht unglücklich seyn; gesetzt auch, daß es von Rußland nicht auf das vollkommenste unterstützt würde. . . . Seine Kriegsmacht ist — im Vergleich mit jener vor 50 Jahren — eine ganz neue Schöpfung. Ein zahlreiches, auserlesenes, vortreflich geübtes Heer; geprüfte Generale; eine ungeheure, wohl bediente Artillerie; gefüllte Magazine; eine gut gespickte Casse; Ueberfluß an allen nur erdenklichen Kriegsbedürfnissen; endlich an der Spitze des ganzen Kriegsstaats ein Monarch in eigener Person, der in nicht geringem Grade einsichtsvoll und thätig ist, der Strenge und Güte wird anzuwenden wissen,

*) Carl VI. starb am 20. October 1740 an der Unverdaulichkeit dieser Pastete.

die Pflichtvergessenen, die Ränkemacher, die Feigen zu bestrafen und zu entfernen; Muth, Tapferkeit, Eifer und Treue nach Verdiensten zu belohnen.

Indessen muß man auch von der andern Seite gestehen, daß die Türken keineswegs verächtliche Feinde sind. Ihre hohe Meinung von sich selbst, ihr Patriotismus, ihre Geldgierde und Raubsucht gibt ihnen einen Grad von persönlicher Tapferkeit, daß sie sich — als einzelne Streiter betrachtet — mit dem Soldaten jeder Macht messen können Ueberdas haben sie den Vortheil einer unerschöpflichen Menschenmenge, die der Despotismus aus Asien und Afrika herbey treibt, den Vortheil ihrer mäßigen schlechten Nahrungsart, welche die Unterhaltung ihrer Truppen um die Hälfte wohlfeiler macht, als die Verpflegung der unserigen.

Bey allem dem ist zu vermuthen, daß gute Taktik und gute Artillerie, welche heut zu Tage das Loos der Kriege entscheiden, und welche beyde den Türken vorzüglich mangeln, auch hier ihre gewöhnliche Wirkung thun, und über wilde, unordentliche Kampfwuth siegen werden. Ein vortheilhafter Wahlplatz, und der übereinstimmende Eifer von Officieren und Gemeinen, unter den Augen des Landesfürsten sich hervorzuthun, lassen die Niederlage rasender, von Opium betäubter Muselmänner mit einiger Zuversicht erwarten.

Schon vor Ausbruch des Krieges hat man von Czernowitz in der Bukowina an, durch Siebenbürgen, das Bannat, Syrmien, Slavonien und Kroatien, bis an das adriatische Meer, einen Truppenkordon gezogen, um die plötzlichen Einfälle Türkischer Horden und Raubgesindels in unsere Provinzen zu hindern. Nebst der Hauptarmee, welche sich bey Futak in Ungarn versam-

melt hat, stehen noch fünf besondere Corps gegen den Feind im Felde: das erste in der Bukowina unter dem Prinzen von Koburg: das zweyte in Siebenbürgen unter dem General Fabris; das dritte im Bannat unter dem General Wartensleben; das vierte in Slavonien unter dem General Mitrowsky; das fünfte in Kroatien unter dem Fürsten von Lichtenstein. Die Hauptarmee wird der Kaiser in eigener Person, und unter ihm Feldmarschall Lasey kommandiren: der Erzherzog Franz macht dabey seinen ersten Feldzug mit. . . . Wir dürfen nicht zweifeln, daß der Erfolg die getroffene Wahl der Generale rechtfertigen werde. Indessen wundert sich doch das Publicum von Wien, die Nahmen von Hadik und Loudon nicht bey der Armee zu finden.

Die ersten kriegerischen Schritte sind bereits gethan. Koburg hat die Wege aus der Moldau gegen Choczim vortheilhaft besetzt, und nähert sich langsam dieser Festung. Fabris ist in die Moldau eingedrungen, und hat die dortigen wichtigen Salzwerke und die Hauptstadt Jassi weggenommen. Wartensleben hat die von Belgrad bis Orsowa auf der Donau gelegenen türkischen Schiffe erbeutet, und rückt gegen die Walachey. Mitrowsky hat die türkischen Schiffe auf der Sau weggenommen, Türkisch Gradiska in Grund geschossen, und ein Detachement seiner Truppen jenseits der Sau postirt. De Vins ist vor der Anstellung des Fürsten von Lichtenstein in Bosnien eingerückt, ließ Dresnik und Sturlich durch seine Kroaten wegnehmen, welche aber von Dubiza mit Verlust abziehen mußten. Leute welche das Land kennen, versichern, daß die Einnahme von Bosnien äußerst schwer sey, und erst dann erfolgen

dürfte, wenn man ganz Servien in seiner Gewalt hat.

Die Hauptarmee stand bisher noch in Kantonirung, fing aber am 15. April an zu kampiren. Ihre erste Unternehmung soll die Belagerung von Belgrad seyn, indessen zu gleicher Zeit Koburg, in Vereinigung mit Rußischen Truppen, Choczim anfallen, und die Kroaten in Bosnien an Bihacs oder Banjaluka zu kommen trachten werden.

Das Schwert ist also gezückt! Wollte ich nach Art der Zeitungsschreiber den feinnasichten Politiker machen, was könnte ich da für Vermuthungen und Prophezeihungen auftischen; aber ich mische mich nicht gern in dieses Handwerk.

Das ernsthafte von der Sache abgerechnet, ist es ein wahrer Spaß, die Leute von verschiedenen Ständen über diese Angelegenheit sprechen, kannegießern und streiten zu hören. Die meisten haben sich irgend einen Zeitungsschreiber zum Patron erkiesen, dessen Orakelsprüchen sie blindlings folgen. Die sich einsichtsvoller dünkenden verachten alle Zeitungen, und räsoniren nach eigenem Kopfe. Der Eine glaubt, es sey nichts leichter als alle Turbane in einem einzigen Feldzug über den Canal nach Asien zurückzujagen. Der Andere meint, wenn nicht fünf oder sechs Europäische Mächte zusammen helfen, so werde man wohl dem Meister Türk nichts anhaben können. Ein dritter erhebt jeden kleinen erfochtenen Vortheil bis an die Wolken; ein vierter zuckt immer die Achseln, und weissagt, daß der hinkende Bothe nachkommen werde. Man schlägt sich auch wohl in Bierhäusern nicht bloß mit Worten, sondern auch mit Fäusten um seine Meinung.

Ein anderer nicht so spaßhafter Umstand ist, daß der leidige Türkenkrieg in Wien das Brod über die Hälfte kleiner gemacht, und die meisten Lebensmittel in eben dem Verhältniß vertheuert hat, weil die Zufuhre aus ganz Ungarn gesperrt ist.

Noch hat der Hof keine außerordentliche Kriegssteuer gefordert. Die Eroberungen in Osten werden dem Staat doppelt süß und vortheilhaft seyn, wenn sie ohne neue Auflagen ausgeführt werden, welches auch mit Grunde zu hoffen ist, da nach der heutigen Verfassung der Armeen, und dem Verhältniß der dabey interessirten Mächte, der Krieg unmöglich lange dauern kann.

XXIX.

Das Schänzl.

Dieß ist der Haven von Wien. Alles was von Menschen, Waaren, Früchten ꝛc. die Donau herunter schifft, kömmt hier an das Ufer. Das sogenannte Schänzl besteht aus dem schmahlen Erdstrich, welcher zwischen den Festungswerken der eigentlichen Stadt und dem hier vorbeyfliessenden Arm der Donau liegt.

Man sieht dort ein immerwährendes Bild der Geschäftigkeit. Schiffe kommen, Schiffe gehen. Ein Haufen nervigter Männer ist von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang in voller Arbeit, die tausenderley Bedürfnisse der großen Stadt aus- und einzuladen. . . . . Die aufgeblasenen Spitzkrämer von Brabant und Flandern, und ihre Sykophanten in Brüssel, haben weiter nichts als einen neuen Beweis von lächerlichem Geldstolz und Niederländischer National-Unwissenheit gegeben, da sie in ihren unbändigen Denkschriften von den Morästen der Donau in den Tag hinein schwatzten; da

sie — welche die Donau nie anders als auf der Landkarte gesehen hatten — behaupteten, dieser Fluß sey nur durch seine Ueberschwemmungen in der Welt bekannt. . . . . Wer sich vom Gegentheil solcher alberner Sprüche augenscheinlich überzeugen will, der gehe an das Schänzl, und er wird sehen, daß man die freylich manchmahl austretende Donau auch zum Vortheil Oesterreichs zu benutzen wisse.

Es ist ein Mauthhaus am Schänzl, wo die Koffers der ankommenden Fremden, und andere Sachen von minderer Wichtigkeit, sogleich beym Ausladen unter die alles aufspürenden Finger und Augen der Zollbeamten kommen. Neben demselben stehen hölzerne Hütten, worin man kocht, barbirt, frisirt, ißt, trinkt, schläft, ungefähr wie auf einer wüsten Insel, wenn man durch Sturm dahin verschlagen würde.

In der Jahrszeit der reifenden Früchte, ist auf dem Schänzl den ganzen Tag über großer Obstmarkt, wo man die Geschenke Pomonens ganz frisch, so wie sie anlangen, genießen kann. Dabey hat man nicht selten das Schauspiel von den wüthenden Fehden der Obstweiber, wie sie sich Schürzen und Kappen vom Leibe reissen, dichte Büschel Haare ausraufen, und so derb mit Nägeln und Fäusten auf Nasen, Augen und Wangen begrüßen, daß das Blut umherspritzt, und der Kampf selbst einem Haufen erboßter Matrosen Ehre machen würde. Dieses für die Zuseher immer lächerliche Schauspiel, die vollen Obstkörbe, und die Aussicht auf den sehr lebhaften Fluß, macht das Schänzl zu einem vorzüglich beliebten Spaziergang für die Handwerksbursche und ihre näschigen Schönen. An Feyertagen besonders ist der Platz den ganzen Tag mit einer Menge von die-

sen Leuten bedeckt, die sich zum Theil auch hier auf kleinen Schiffchen für 1 Kreuzer über den Fluß nach der gerade gegenüber liegenden Leopoldstadt führen lassen.

Nicht fern außer dem Schänzlthor steht ein kleines Häuschen, woran mit einem schwarzen Strich die Höhe bemerkt ist, auf welche bey der Ueberschwemmung im März 1784 das Wasser stieg. Sie beträgt beynahe zwey Klafter über die gewöhnliche Oberfläche des Flusses. Man stelle sich die dadurch entstandene Verwüstung vor!

Nicht selten ist das Schänzl der Standpunct freundschaftlicher Umarmungen und Herzensergiessungen. Wer sich im Westlichen Deutschland auf der Donau einschift, um nach Wien zu gehen, schreibt an seine hiesigen Freunde und Bekannte, am welchem Tage er ungefähr einzutreffen gedenkt. Man geht ihm auf das Schänzl entgegen; das erwartete Schiff landet; der Fremde springt freudig ans Ufer; sein Freund eilt ihm in die Arme, bewillkommt ihn mit brüderlichen Küssen, und führt ihn, Hand in Hand geschlungen, nach der lärmvollen Stadt.

XXX.

Banko und Börse.

Die Wienersche Stadt-Bank hat einen festen und weit ausgebreiteten Kredit. Ihre Obligationen gehen nicht nur in den österreichischen Ländern, in Friedenszeiten, mit drey bis 3 1/2 Procent Aufgeld; sondern ihre Bankzettel kursiren auch in fremden Provinzen, wie z. B. in Holland, statt baaren Geldes. Dieser Credit gründet sich auf den unerschöpflichen natürlichen

Reichthum des österreichischen Staats, auf die gute Verwaltung dieses großen politischen Körpers, auf die gewissenhafte und genaue Ordnung, die Interessen zur Stunde, wenn sie fällig sind, zu bezahlen, und alle Bankopapiere ohne Verzögerung und Anstoß gegen baares Geld einzulösen.

Nach dem kostbaren siebenjährigen Kriege wurden die Interessen von 5, auf 4 vom 100 herabgesetzt. Seit vielen Jahren nimmt man auch zu 4 Procent keine Capitalien mehr an, sondern nur zu 3 1/2.

Das Stadt-Bank-Amt ist in der Singerstrasse. Hier werden die Obligationen auf Verlangen der Besitzer umgeschrieben; hier werden die Interessen ausbezahlt, die man aber an Festtagen, am Mittwoch und Samstag jeder Woche nicht erheben kann. Auch kann man hier die Bankozettel gegen baares Geld umsetzen. Die Bank-Obligationen kann man auf seinen eigenen wahren, oder auf erdichtete Nahmen schreiben lassen, und so kursiren sie Jahre lang, und unter hundert Händen in verschiedenen Angelegenheiten herum, ohne daß der wahre Eigenthümer derselben bekannt ist: eine sehr bequeme Einrichtung, weil es manchem ehrlichen Mann aus guten Gründen ungelegen seyn kann, den Börselaurern und andern Geldmäcklern wissen zu lassen, ob er diese oder jene Obligation verkauft, versetzt oder sonst zu einem Geschäfte gebraucht hat.

Die Aufkündigung der Capitalien muß vier oder sechs Wochen, auch wohl ein Vierteljahr vor der verlangten Bezahlung geschehen, je nachdem die Summe kleiner oder größer ist. Die Aufkündungszeit ist in jeder Obligation von selbst bestimmt. Wenn der Staat in einem Krieg verwickelt ist, so werden keine Capi-

talgelder herausbezahlt, die Interessen aber laufen in ihrer Ordnung fort.

Vor Zeiten soll die Manipulation bey diesem Amte nicht die beßte gewesen seyn. Ihre Mangelhaftigkeit brachte vor etwan zwölf Jahren einen Schurken, Nahmens Donati, welcher bey der Bank als Beamter stand, und folglich den Gang der Maschine genau einsah, auf den Gedanken, die Bank zu bestehlen. Es gelang ihm, und er flüchtete mit einer großen Summe vermuthlich nach Amerika. Nach diesem Vorfall verfügte sich Se. Majestät der jetzige Kaiser selbst nach dem Bank-Amt, ließ sich die ganze Sache, und die Manipulation genau vorlegen. Daß er nicht damit zufrieden war, erhellet daraus, daß er sprach: „Wenn die Sachen auf diesen Fuß behandelt werden, so wundert mich, daß Donati nicht eine noch größere Summe entwandte.“ Seitdem hat man die Manipulation strenger eingerichtet, und ein Nachahmer des Flüchtigen würde heut zu Tage übel anlaufen.

Das Hof-Kupfer-Amt nimmt ebenfalls Capitalien an, und stellt Obligationen darüber aus, seit mehreren Jahren auch, wie die Bank, nur zu 3 1/2 Procent, jetzt aber, seit dem Anfange des Krieges, wieder zu 4 Procent. Diese Papiere haben gewöhnlich beynahe eben den Werth, wie die Bankscheine, doch sind sie etwas mehr dem Steigen und Fallen unterworfen.

Um die Negoziationen und den Umlauf dieser öffentlichen Staatspapiere mehr zu befördern und in der Ordnung zu erhalten, ist die Börse vorhanden. Sie steht Vormittags von 11 bis 1 Uhr, und Nachmittags von 3 bis 5 Uhr offen, und ist auf dem Kohlmarkt, beym grünen Fäßchen, im ersten Stockwerk. Hier werden alle

Geldgeschäfte, bey denen es auf den Verkauf, die Verwechslung der Staatspapiere und förmlicher Wechselbriefe ankommt, geschlossen, oder wird die Abschließung angezeigt. Die öffentlichen Papiere, welche jemand seinem Gläubiger für baare Bezahlung überläßt, oder mit welchen der Kauf von Realitäten, Häusern 2c. vergütet wird, gehören nicht in das Forum der Börse. Zur Verhandlung der Wechselbriefe ist es genug, wenn solche auf der Börse geschieht, oder auch außer derselben, jedoch mit Beyziehung eines Sensalen, welcher das Geschäft in das Tagebuch der Börse einträgt. Weiber, Bankrottmacher, Minderjährige und als Verschwender Erklärte, sind von dem Eintritt der Börse ausgeschlossen. Es sind Geldstrafen und die Ausschließung vom Eintritt in die Börse für diejenigen ausgesetzt, welche Staatspapiere und Wechsel ohne Anzeige bey der Börse verhandeln; welche in ihren Wohnungen Zusammenkünfte dulden, deren Gegenstand auf die Börse gehört, welche aus Wuchergeist, um die Papiere fallen zu machen, den Werth derselben verrathen.

Diese Absichten und Anordnungen sind zum Wohl des Publicums weise und gedeihlich entworfen. Indessen behauptet man, daß beschnittene und unbeschnittene Juden, sammt einem feilen Troß von Unterhändlern, die Börse häufig umlagern, und manchmahl die guten Anstalten derselben vereiteln.

XXXI.

Juden.

Der Same Abrahams pocht nicht so ganz umsonst auf die ihm gethane Verheißung, daß er sich mehren werde, wie die Sterne am Himmel. In den österreichi-

schen Erblanden befinden sich zum mindesten 300000 Israeliten. In Ungarn und Böhmen waren sie schon seit lange häufig; aber mit Gallizien bekam der Staat auf einmahl um 160000 solcher Geschöpfe mehr.

In Wien schweben ungefähr sechsthalb hundert Judenseelen. Ihr einziger und ewiger Beruf ist zu mauscheln und schachern, und Geldmäckeln. Die Judengasse, die Preßgasse, und die dortigen Winkel der Stadt, nennt man spottweise das Neue Israel; denn da wimmelts, besonders gegen Mittag und Abends in der Dämmerung, von armen Beschnittenen, die nach hebräischem Accent Deutsch miteinander sprechen und zanken, und dieß mit solchem Eifer, daß sie einander wohl auch unabsichtlich ins Gesicht speyen.

Dieß ist indessen bloß der Troß aus Kanaan, der an Schmutz und Zudringlichkeit, nur noch von dem Gesindel der zwölf Stämme aus Galizien übertroffen wird.... Vom Fuß bis zum Hals voll Koth, Schmutz und Lumpen, in einer Art von schwarzem Sack steckend, der um die Mitte mit einem Gürtel gebunden ist, woran ein schmieriges Stück Riemen und einige Schnüre hängen, die, ich weiß nicht, welche göttliche Gebothe und Geheimnisse bedeuten sollen; das Gesicht bis an die Augen verwachsen, die Haare büschelweise verdreht, und in Knoten geknüpft.... Ihr Geist, oder was etwa bey ihnen die Funktionen dieses Wesens verrichten mag, ist, nach dem Geständniß ihrer eigenen Landsleute, wo möglich, in einem noch elendern Zustande als ihr Körper. — Diese Geschöpfe kommen in den Zeiten der Jahrmärkte zu hunderten nach Wien, um Waaren einzuschachern, und in ihre Heimath zu bringen.

Hält man die reichern Juden von Wien gegen jene

elenden Wichte, so sollte man freylich nicht glauben, daß sie des nähmlichen Herkommens mit ihnen seyen. Die Familien der Arnsteiner, Wetzlar, Hönig ꝛc. sind bekannt. Sie haben sich durch mancherley Wege ansehnliche Reichthümer erworben; aber eben diese Götzen haben manche derselben von der Religion ihrer Väter abtrünnig gemacht: wozu auch der Umstand hilft, daß die Juden hier noch immer vom Ankauf liegender Gründe und unbeweglicher Güter ausgeschlossen sind; eine heilsame Verordnung, wenn man das Beyspiel mancher Gegenden ansieht, wie daselbst durch ehemahlige allzugroße Begünstigungen die Juden das Christenvolk verdrängen und drücken. Die zeitlichen Vortheile, welche unter der vorigen Regierung mit solchen Bekehrungen verbunden waren; die minder lästige Lebensart der Christen, gegen die äußerst beschwerlichen Religionsgebräuche der Anhänger des Talmud gerechnet, und die engere Freundschaft, welche ein zum Christen gewordener Israelit mit den Vornehmen des Hofes und der Stadt knüpfen konnte, waren ebenfalls wichtige Beweggründe, aus dem Alten in das Neue Testament zu flüchten. . . . Die scheinbaren Absichten, mit denen einige christliche Priester an dieser Sache arbeiteten; und der Eifer, mit dem sich die frommen Damen und Cavaliers von Wien zum Taufstein drängten, um die Pathenstelle bey dem der wahren Religion gewonnenen Juden zu vertreten, gab jeder solchen Bekehrung, woraus nur selten Erbauung entstand, doch immer ein feyerliches Ansehen.

Indessen sind, trotz großer Reichthümer, einige Familien doch der alten Theokratie getreu geblieben; und sind unter den duldsamen Wienern darum nicht weniger wohl gelitten. . . . Freylich sagt man, herrsche in solchen

Häusern ein Ton, mit dem ein orthodoxer Rabbiner nicht allerdings zufrieden seyn würde; aber wer bekümmert sich bey solchen Umständen um den krausbärtigen Pedanten, der am Pentateuch und Talmud käut!

Die Juden haben keine Synagoge in Wien; aber es steht ihnen frey, in ihren Wohnungen zu bethen, schreyen, Grimassen zu machen, wie und so oft sie wollen. Die hier heirathen wollen, müssen ein Vermögen von 10000 fl. ausweisen. Welche sich hier ansäßig machen wollen, müssen vor der Polizey anzeigen, auf welche Art sie sich nähren können. Die fremden Juden, welche kommen die Jahrmärkte zu besuchen, erhalten immer nur auf 6 Wochen Erlaubniß, hier zu bleiben; nach Verlauf dieser Zeit müssen sie sich von der Polizey neuerdings auf 6 Wochen Freyheit auswirken: eine gute Anstalt, um die Stadt vor dem allzugroßen Ueberlauf dieses Mäcklergesindes zu bewahren.

Der alles reformirende Geist unsers rastlosen Zeitalters, hat sich auch an die Nachkommen Abrahams, Isaaks und Jakobs gemacht. Dohms Schrift: über die bürgerliche Verbesserung der Juden, erregte viel Aufsehen; wenn aber öffentlichen Nachrichten zu trauen ist, so that sie selbst in dem Lande ihrer Entstehung wenig Wirkung. Schon vor Dohms Abhandlung waren in Prag ein paar Kleinigkeiten über eben diesen Gegenstand erschienen. Sie machten Eindruck auf das Publicum, das war es alles. Die Gewaltigen der Erde kehren sich leider selten an die Stimme der Schriftsteller.

In den österreichischen Landen hat man indessen, ohne Rücksicht auf die Vorschläge der Gelehrten, einige Veränderungen mit der Judenschaft vorgenommen, welche Einfluß auf dieses Volk gewinnen müssen, wenn sie

in der Praxis so gut ausfallen, als die Theorie derselben vielversprechend ist. Um dieses exotische Volk mehr an die Lebens- und Denkungsart der wackern Deutschen Nation zu gewöhnen, hat man ihnen befohlen, lauter bestimmte deutsche Familien-Nahmen anzunehmen; alle ihre Rechnungen, Synagogen-Bücher, Gerichtsbücher, Verträge Wechselbriefe, und überhaupt alle Arten von öffentlichen Schriften, in deutscher Sprache und mit deutschen Buchstaben zu schreiben. Ihre Schulen in Böhmen, Oesterreich, Mähren, Ungarn, Gallizien rc. sind auf den Fuß der deutschen Normalschulen eingerichtet, und es muß allenthalben in denselben Deutsch gelehret werden. In Gallizien hat man ihnen unter vortheilhaften Bedingungen Grundeigenthum eingeräumt, und noch mehr angebothen, um sie an den Ackerbau und an die Landwirthschaft zu gewöhnen. . . . Herz Homberg, ein Schüler von Moses Mendelssohn, und selbst jüdischer Abkunft, hat die Aufsicht über alle Judenschulen in dieser Provinz erhalten, um diese unbeschreiblich rohen Horden, so viel möglich, anderen gesitteten Menschen etwas ähnlicher zu machen.

Ich meines Theils würde die Juden, wenn ihre Zahl so groß ist, wie in den österreichischen Erblanden, allen Pflichten den übrigen Unterthanen unterwerfen. Auch an den Militär Stand würde ich sie gewöhnen. In Brandenburg läßt man die dort ansäßigen Mennoniten nicht zahlreicher werden, und keine Proseliten machen, weil es ein blutscheues Völklein ist, das keine Kriegsdienste thut. In Ungarn hat man vor zwanzig Jahren aus gleichen Gründen die dortigen Mennoniten gezwungen, katholisch zu werden, um sie für den Staat gleich brauchbar zu ma-

chen. Warum sollen die Juden eine Ausnahme genießen? . . . Zu wirklichen Soldaten würde ich sie zwar nie nehmen, weil ich weiß, daß sie Feige sind, die so wenig kriegerischen Muthes und männlicher Zucht fähig werden, als ein Regiment Lappen oder Samojeden; die beym ersten Canonenschuß das Gewehr wegwerfen und aus der Fronte laufen würden. Aber man nehme sie zu Fuhrknechten, zu Stückknechten, zu Regiments-Schneidern, Schustern, Bäckern ꝛc. Ihr Einwurf wegen der Heiligung des Sabbaths ist eine leere Ausflucht. Man hat in Preußen Soldaten gesehen, welche wirkliche Juden waren; im letzten amerikanischen Krieg hat der Ober-Rabbiner von Amsterdam seinen Religionsgenossen allgemeine Dispensation ertheilt, daß sie als Soldaten bey der Armee, als Matrosen auf den Schiffen, und in andern Eigenschaften dienen konnten, ohne Sünde, ohne den Sabbath, ihre Kleidungsregeln, ihre Tischgesetze ꝛc. zu verletzen. Endlich haben sie ja Beyspiele in der Bibel selbst. Fochten sie nicht unter den Maccabäern am Sabbath gegen ihre Feinde? *)

---

*) Da dieses schon geschrieben war, erschien in der Wiener-Zeitung, Nro. 41 vom 21. May 1788 folgender Artikel

Das königl. galizische Landesgubernium hat unter dem 8. April nachstehendes Kreisschreiben erlassen: „Damit die in diesem Königreiche so zahlreiche jüdische Nation für den Staat gemeinnütziger gemacht, und ihr zugleich die Gelegenheit verschafft werde, sich für das allgemeine Wohl zu verwenden, dadurch aber neue Nahrungszweige für sich zu erhalten, und zugleich an Auf-

Man behauptet, daß die reichern Juden überhaupt stark anfangen, im Puncte ihrer Religion Freygeister zu werden, oder, welches in ähnlichen Fällen eben so viel sagt, philosophischer zu denken. Allmählig wird sich dieses weiter verbreiten, und mit dem Sturz ihrer Vorurtheile werden sie auch gemeinnütziger werden. Um dieses zu beschleunigen, müßte man vor allem die Rabbiner, die eigensinnigsten, unwissendsten Leute unter der Sonne, mehr zur Vernunft bringen.

XXXII.

Nonnenklöster.

Die Einrichtung der christlichen Nonnenklöster, so wie sie jetzt noch in den meisten katholischen Ländern bestehen, ist vom Grunde aus schief und verkehrt. Ich weiß nicht, in wie fern der Himmel an diesen Anstalten Wohlgefallen haben mag; aber so viel ist gewiß, daß die gesunde Philosophie und Staatskunst sie ganz unzweckmäßig, grausam und abentheuerlich findet.

Therese ist ein gutes, munteres Mädchen. Sie hat eine lebhafte Einbildungskraft, aber sehr mittelmässigen Verstand. Ihre Mutter ist ein frommes Weib, die eine weitläufige Verwandte in einem Nonnenkloster der Stadt

---

klärung sowohl als an Verbesserung der Sitten zu gewinnen, haben Se. Maj. mittels Hofdecrets vom 18. Febr. d. J. gnädigst zu beschließen geruht, daß die jüdischen Unterthanen in Galizien, und zwar gleich bey gegenwärtigen Kriegsumständen, zu den Militärdiensten verwendet, und daher künftig gleich den christlichen Unterthanen conskribirt werden sollen."

hat. Der Vater gilt für einen vermögenden Mann. Mutter und Tochter besuchen die verwandte Nonne oft: man füllt dem Mädchen erst den Magen mit Zuckerpläzchen und anderm süssen Nonnengebäcke, nach und nach den Kopf mit andächtlerischen Grillen. Die geistliche Muhme hat es der Abtissinn gesteckt, daß Theresens Vater Ducaten besitzt. Nun wird mit dem Pater Beichtvater ein Plan angelegt, das Goldfischchen einzuhaschen. Die Versuche gelingen; das Mädchen wird allmählig so sehr für den Schleyer erhitzt, daß sie ihn selbst von ihren Aeltern verlangt. Die Mutter ist zu fromm, sich dem vermeintlichen Beruf zu widersetzen; der Vater steht unter dem Pantoffel; nach sechs Monathen schleicht Thereschen in das Kloster, und bringt ihr reiches Erbtheil mit sich. . . . Rosine ist die jüngere Tochter eines armen Edelmannes. Um den Sohn, welcher Soldat ist, eine kleine Unterstützung neben seiner Gage zu verschaffen, um die ältere Schwester mit dem Sohne eines Mannes verheirathen zu können, von dem man gewisse Protektionen hofft; muß Rosine auf ihr Erbtheil Verzicht thun, und Klosterfrau werden. . . . Leonore ist ein Mädchen voll Feuer, voll romantischer Bilder und Träumereyen. Sie hat einen Liebhaber, der ihr empfindliches Herzchen bis zu Thränen der Wonne und Zärtlichkeit schmelzen macht. Plötzlich schlägt ihr Papa einen ganz unbekannten Mann zur Heirath vor, denn es ist eine sogenannte gute Partie. Schon der bloße Gedanke, ihrem Geliebten entrissen zu werden, macht, daß Leonore Krämpfungen bekommt. Während dieses Sturmes erhebt sich ein noch ärgerer: unter einem sehr seichten Vorwand verläßt sie ihr Liebhaber. Nun ist sie in Verzweiflung. Unwissend, daß die Zeit solche Liebeswunden bald heilt, spricht sie nun bloß vom

Kloster, verabscheut alle Männer, bewegt die ganze Verwandtschaft und den Gewissensrath vom Hause zu ihrem Absichten; Papa wird vom göttlichen Beruf überwiesen, tritt mit dem vorgeschlagenen Freyer zurück, und Leonore vergräbt sich in eine Zelle. . . . Susanne lebt bey ihrer Mutter, einer Witwe von vierzig Jahren. Diese ist die leibhafte Wohnung des Zankteufels. Susanne kann keinen rechten Schritt thun: alles an ihr wird getadelt, über alles wird gekeift; sie hat weder bey Tage noch bey Nacht Ruhe. Der Vertraute des lüsternen Weibes, ein vierschrötiger Kanzley-Federfuchser, hilft getreulich dazu, Susannen zu foltern, um sie auf irgend eine Art los zu werden. Das gequälte Mädchen weiß keinen andern Ausweg, und flüchtet aus unerträglichem Gramm in ein Kloster.

Man sehe in die geheime Geschichte der Nonnenklöster; man frage die meisten Exnonnen, welche offenherzig genug sind, die Wahrheit zu reden, und man wird finden, daß unter zwölf Mädchen immer neun bis zehn aus solchen oder ähnlichen Gründen in die Klöster kamen. Und was war dort ihre Beschäftigung? das unverstandene Breviar zu bethen; süsse Näschereyen zu kochen; Amulette, Bilder, Skapuliere und dergleichen albernes Spielzeug zu verfertigen; Wallfahrten in einen Gartenwinkel oder auf den Dachboden anzustellen; mit den Oberinnen und unter sich selbst zu zanken, eifersüchteln, beneiden, verläumden; oder aus innern Gramm und Verdruß über vereitelte Aussichten, zerschellte Hoffnungen, getäuschte Gefühle, in einer dumpfen Schwermuth dahin welken. Erzwungene Unthätigkeit, eine der schmerzlichsten Plagen für nicht ganz abgestumpfte Menschen, war in den meisten Nonnenklöstern allgemein herrschend. Auf dieses

Weibervolk paßte eigenthümlich die Schilderey des römischen Dichters:

Est — quaedam natio, gratis anhelans, occupata in otio, multum agendo nihil agens.

In Oesterreich wurde man endlich dieser Menschengattung und ihres vermeintlichen Berufes satt. Seit der gegenwärtigen Regierung sind alle Nonnenklöster aufgehoben worden, die sich mit bloßem Chorsingen beschäftigten. Man hat nur zweyerley Orden beybehalten: den einen, dessen Schwestern Spitäler für arme Weibsleute unterhalten; und den anderen, welcher sich mit Unterweisung der Mädchen abgibt.

Wien hat noch drey Nonnenklöster: die Elisabethinerinnen auf der Landstrasse, welche sich mit ihrem Krankenhause beschäftigen. Ihr Institut ist für die Menschheit heilsam, und ihre Bestimmung ehrwürdig: bey unsern hochökonomischen Zeiten ist an solchen Zufluchtsorten für unglücklich Leidende eben kein Ueberfluß. Die Thätigkeit, mit der sich diese guten Schwestern ihrer Nebenmenschen annehmen, macht ihnen selbst ihre Lebensart erträglicher, und ihr Daseyn dem Staate gedeihlich.... Die Ursulinerinnen in der Stadt beschäftigen sich mit dem Unterricht bürgerlicher Mädchen; und die Salesianerinnen auf dem Rennweg haben eine Erziehungsanstalt für adeliche Töchter. Diese Anstalten haben freylich von einer Seite etwas Gutes, und können das Fortdauern dieser Klöster einigermaßen rechtfertigen; indessen ist es ein bekannter, aber nicht ungegründeter Einwurf, daß die Nonnen-Erziehung immer etwas schiefes hat, und auf die meisten Mädchen Eindrücke macht, Begriffe und Gewohnheiten bey denselben zurück läßt, welche in der Folge manchen ehrlichen Mann die gewöhnlich sehr mit

Kleinlichkeiten beschäftigte Kloster-Erziehung verwünschen machen. . . . Der Gebrauch, junge Mädchen haufenweise in die Klöster zusammen zu sperren, ist vermuthlich aus Frankreich zu uns gekommen, taugt aber deßwegen um nichts mehr. Der wissenschaftliche Unterricht in diesen geistlichen Kosthäusern läuft gewöhnlich auf eine Gedächtnißsache hinaus, und das Aufgefaßte fertig herunter zu plappern. Gibt man die Mädchen hinein, um ihre Unschuld desto sicherer zu bewahren, ihnen Sitten und Lebensart beyzubringen: so fällt die Wirkung oft noch schlechter aus, als im Unterricht. Was die Lebensart betrifft: so sind die meisten aus diesen Klosteranstalten kommenden Mädchen entweder sehr blöde und Menschenscheu, oder so verschmitzt, ränkevoll, und bösherzig, daß sie sogar zum Sprichwort geworden sind.

Es war dem deutschen Publicum auffallend, da es vor ungefähr zwey Jahren in der Wienerzeitung las, daß man fünfzehn Sakraments-Nonnen aus Frankreich habe kommen lassen, um sie in Lemberg bey der Erziehung des jungen weiblichen Adels zu gebrauchen. Leider ist dort eine solche Stiftung von der Französinn La Grange, nachheriger Gemahlinn Johannes Sobiesky, angelegt. Allein die naseweisen Franzmänninnen machten einen solchen tobenden Lärmen, und brachten alles in eine solche Unordnung, daß man sie nach einem Jahre fein sauber wieder alle abdankte, und ganz in die Stille dorthin zurück spedirte, woher sie gekommen waren.

Man erlaube mir einen Vorschlag: da die Stiftung der beyden hiesigen Nonnenklöster zur Mädchen-Erziehung bestimmt ist, so verwandle man diese Häuser vollends in weltliche Institute, wie das schon bestehende

Mädchenpensionat ist. Diese Verwandlung wird und muß unfehlbar Vorzüge über das geistliche Institut haben.

Es leben in Wien viele Ex-Nonnen. Sie haben sich zu ihren Verwandten, Bekannten, oder ihrer zwey und drey zusammen gezogen, und genießen in der Stille ihre Pensionen. Es ist zu bedauern, daß der andächtige Eigensinn von ein paar Bischöfen ihnen die förmliche Befreyung von ihren ehemahligen Gelübden verweigert hat. Wie manchen Reichen und Vornehmen hat man schon von den feyerlichsten Gelübden, selbst vom Priesterstand, zur Ehe losgesprochen! . . .

XXXIII.

Weine.

Inländer haben es im Auslande, und Ausländer bey Uns gefunden, daß die Deutsche, und vorzüglich die Wienersche Küche die beßte, die nahrhafteste, aber auch die schwelgendste sey. Der Engländer begnügt sich mit seinem Roastbeef, der Franzose mit einem Hammelsbraten und ein paar kleinen Pasteten; der Italiener mit einem in Oehl gebackenen Meerfisch und seinem Strachino. Der Wiener aber liebt die Menge der Schüsseln; vom Auerhahn bis zur Taube, von der Forelle bis zum Thunfisch, muß alles Geflügel und das ganze Reich der Fische seinen Tisch mit Leckerbissen versehen. Seine Brühen sind kräftig und schmackhaft; dieß beweisen die vielen Podagristen, welche man hier häufig findet.

Seine Eßgelage wären unvollkommen, wenn nicht gute Weine den Kitzel des Gaumens vermehrten, und die Verdauung der Mittagstafel für das Nachtmahl befördern helfen.

Der patriotisch gesinnte Trinker schätzt seinen alten

Landsmann mehr als alle jene Weine, welche in Frankreich und Italien gekeltert werden. Die Gebürge um Wien, Grinzing, Nußdorf, Bisamberg, Brunn und Gumpoltskirchen, versehen ihn mit Weinen, die in ihrem zehnten Jahre 14 bis 15, und in ihrem zwanzigsten 30 und mehr Gulden, der Eimer, gelten. In seinen spätern Jahren vergleicht man ihn mit Recht dem Rebensaft, welcher am Rhein gepreßt wird. Aerzte verordnen ihn schwächlichen Greisen, und gegen Magenkrankheiten; und selten ohne Wirkung.

Der Vorwurf, daß der Deutsche, und vorzüglich der Oesterreicher, ein Säufer sey, ist alt, aber in unsern Zeiten etwas übertrieben. Der Deutsche ißt mehr und ißt besser als seine Nachbarn: daher trinkt er auch mehr. Laßt den Engländer seinen Spleen mit seinem Porter, den Franzosen, wenn er welchen hat, mit einem Gassenlied, den Italiener mit einer Beschwörung der Heiligen verjagen. Warum sollte der gastfreye Deutsche nicht mit einem Glas alten Wein unter freundschaftlichem Gespräche sich guten Muth und gutes Blut schaffen!... Wundert euch daher nicht, wenn ihr biedere Wiener in einer Schenke bey einer Flasche mit schon grünlichtem Oesterreicher gefüllt beysammen seht. Ihr möget wohl eine halbe Stunde horchen, und ihr hört nur Lobgesänge auf den Gott des Weines. Anfangs wird der Reihe nach gekostet. Jeder hat seine eigene Art, die ersten Tropfen mittelst seiner Zunge auf die Kapelle zu bringen. Auch der geübteste Kenner wagt es nicht gleich mit seinem Urtheile heraus zu platzen: er prüft, überlegt, und sagt dann in frohem Ton: der Wein ist gut! oder: er ist milde! . . . Darauf folgt eine Litaney von Lobsprüchen auf den Wirth. Oft wird wohl so lange getrunken, bis

man den Werth des Weines nicht mehr bestimmen könnte. Man geht unter Bedauern, daß alles vergänglich sey, taumelnd nach Hause, sich freuend auf den künftigen Abend, um wieder von dem Mutterfäßchen zu kosten.

Die Verschiedenheit der Stände verursacht auch die Verschiedenheit des Getränkes. Der Adel, der Bürger, der Beamte, der gemeine Mann, trinkt ungleiche Weine, und in ungleichem Maße.

Der hohe Adel, welcher sich des Tages wohl zehnmahl auf das Einfuhrverboth der fremden Erzeugnisse erinnert, fühlt auch das Verboth der Weine mit großem Schmerz. Man erblickt jetzt nur noch selten auf den Tafeln der Großen die spanischen Weine, welche die schlappen Nerven durch ihre würzhafte Stärke aufrichten; selten den Burgunder, der, selbst mit Uebermaß getrunken, dem Kopf nicht schmerzhaft wurde; selten den Champagner, der den Witz gähren machte. Sechszig Procent, und die Eingabe des Nahmens bey Seiner Majestät, von dem, der sie vom Auslande kommen läßt; haben ihren Gebrauch vermindert.

Ihren Platz ersetzen nun ungarische Weine, welche die Gebürge von Tokay, Erlau, Schumlau, Nesmill, Siklos, Szekszard, St. Georg und Menisch erzeugen. Die Gaumen gewöhnen sich daran, und man fängt an, vorzüglich den sogenannten Ausbruch der zwey letztern gut zu finden. . . . Die Aerzte empfehlen besonders den Weiner Wein, ebenfalls ein ungarisches Gewächs: sein Saft verbindet die Säure des Oesterreichers mit dem Feuer seines Vaterlandes in einem der Gesundheit zuträglichen Grade. Die Damen halten sich mit dem Tokayer schadlos, den man aber fast nirgends als bey Hofe, und in wenigen Herrschaftshäusern ächt trinket. Für

den Hof werden jährlich 60 Antheile *) geliefert; und der Adel zieht ihn auf seinen eigenen Weinbergen. Die Trautsohnsche Familie besaß die beßten Gebirge: als diese erlosch, wurden dieselben unter mehrere Besitzer vertheilt. Für Schwäche und Krämpfe des Magens ist dieß der beßte Wein: sein Feuer ist angenehm von seiner Süße gemildert. Im Auslande schätzt man ihn so hoch, daß der k. k. Hof jedes Geschenk mit nichts angenehmern zu erwiedern wüßte. Der russische Hof hatte sogar eigene Weingebirge in der Nachbarschaft von Tokay an sich gebracht, und, welches ein seltnes Schauspiel ist, hielt daselbst, mitten in Ungarn, eine russische Garnison von 30 Mann sammt einem Officier, um die kostbaren Trauben Tag und Nacht zu bewachen, von denen, wie man sagt, nur seine Lieblinge an der Newa zu kosten bekamen.

Es wäre wunderbar, wenn der Weinhandel vom Betruge frey geblieben wäre. Daher rathe ich euch, lieber gar keinen Tokayer zu trinken, wenn ihr ihn nicht aus einem ungarischen Herrschaftshause bekommt. Die Weinhändler haben die Kunst erfunden, ihn aus getrockneten Beeren mittels Syrups zu bereiten. Ihr verderbt euren Magen noch mehr, dessen Schwäche ihr doch tilgen wolltet. Wenn euch eine Flasche Tokayer um 1 oder 2 Gulden angebothen wird, so kauft ihn nicht, und trinkt lieber einen gewöhnlichen ungarischen Wein, oder guten Oesterreicher.

Der Adel trinkt meistens zu Hause, oder bey denen, mit welchen ihm sein Wappen umzugehen erlaubt. Doch

*) Ein Anthal oder Antheil hält anderthalb Eimer, oder 60 Maß.

wagen sich einige Cavaliers manchmahl über den Rand ihres Diploms hinaus, und besuchen die ansehnlichern Gewürzläden. Neben den Ungarischen werden auch einige süße Weine aus Friaul, Istrien, der Lombardey und Toskana getrunken. . . . Seit der stäts mehr um sich greifenden Brittensucht, hat man sich stark an den Punsch gewöhnt, welcher statt des Rum's und Raks hier oft mit gutem ungarischen Slivovicza (Pflaumenbranntwein) zubereitet wird: selbst Fräuleins geben schon Punschgesellschaften.

Beamte und Bürger eilen beynahe um die nämliche Stunde zum Weine: der erste verläßt sein Schreibpult, wenn sich die Vorgesetzten entfernen, und dieser schließt seinen Laden, wenn ihn die Dämmerung keine Besuche mehr hoffen läßt. Beyde suchen sich den Schweiß ihres Angesichts in ihrem gewählten Gasthofe bey ihrer gewöhnlichen Gesellschaft zu trocknen. Der Bürger steht besser als der Beamte; daher begnügt sich dieser mit Wein zu 16 Kreuzer die Maß, indessen der Bürger an einem Abend von 24 bis 48 Kr. alle Preise durchsäuft.

Der Beamte spricht von seinen Geschäften, schimpft auf diesen oder jenen dummen Streich seines Obern, und bemüht sich, die erhaltenen Verweise mit einem Gläschen aus dem Gedächtniß zu schwemmen. . . . Der Bürger fängt mit einer kleinen Prellerey an, die er in seinen Handlungsgeschäften den Tag über gespielt hat; kommt dann, wenn ihn der Wein von seinem Speculationsgeist wegführt, auf die Verordnungen des Landesfürsten: von denselben geht er ins Parlement nach London, oder in die Stube der Notabeln von Frankreich; vergleicht wohl gar die Regierungsformen. Da ist man nun gewöhnlich einer entgegengesetzten Meinung: der

Stahlarbeiter vertheidigt die Engländer, der Galanteriehändler die Franzosen, der Gewürzkrämer hält es mit den Holländern, und der getaufte Jude mit den Portugiesen. Man zankt, und geht trotzig nach Hause, kommt aber des folgenden Tages wieder, und sitzt um die nämliche Stunde auf dem nämlichen Platz. . . . Der gegenwärtige Türkenkrieg ist einer der glücklichsten Zeitpuncte für die Wirthe. Der Beamte trinkt nun ein Glas mehr, weil er seinen guten Freunden seine Nachrichten mittheilt, die er aus dem Cabinett zu haben glaubt. Der Bürger kommt mit einigen Zeitungsblättern: man liest sie erst der Reihe nach, und urtheilt dann darüber. Der Helden Gesundheit wird getrunken, oder ein mißlungener Angriff bekrittelt. Pläne werden gleich auf den Tisch gemacht: Gabeln sind spanische Reiter, Semmeln Festungen, Gläser Schanzkörbe; die Flüsse werden mit Wein auf den Tisch gezeichnet, und Brosamen formiren die Armeen *).

Der gemeine Mann hat keine gewöhnliche Stunde; er fängt Morgens an, die Wirthshäuser zu besuchen,

---

*) Dieses Bild ist nicht von meiner Erfindung. Der berühmte Dichter Naso hat es schon aufgestellt. Die von Troja zurück gekommenen Griechen thaten eben das, was die Wiener, und ich glaube, jedes Volk bey einem ihm wichtigen Kriege thut:

Pingit et effuso Pergama tota mero:
Hac ibat Simois, hic est Sigeïa tellus,
Hîc steterat Priami regia celsa senis.

Ovid. Epist. Heroid.

und hört Abends auf. Die geringste Classe steigt in die unterirdischen Keller, und trinkt dort Wein für 6 und 8 Kr. Die Taglöhner und Zimmerleute reden vom Bauen, mitunter auch vom Kaiser und Papst; die Handwerksbursche von ihrem Gewerbe, ihrer Meisterinn, und ihren Wanderungen; und die Liverey spricht Böses von ihrer Herrschaft. Der Pöbel lauft auch, um wohlfeiler zu trinken, wohl eine Stunde vor die Linien auf die Dörfer hinaus.

Die besten inländischen Weine bekommt man in den Kellern der noch nicht aufgehobenen Klöster. Die Benedictiner von Mölk, die Chorherrn von Klosterneuburg, die Barnabiten zu St. Michael ꝛc. sind Weinhändler.

Die ungarischen Weine liefern am besten Himmly im Trattnerschen Hause, und Hammer zum rothen Igel: die Friaulischen und Italienischen der Gewürzhändler Patuzzi zur weißen Rose, und Kapler zum Kameel.

In den berühmtesten Gasthöfen bekommt man nur mittelmäßige Weine: der theuerste ist kaum die Hälfte des Preises werth. Der Gastgeb will durch den Weinschank die Kosten der Küche ersetzen; er wässert und färbt also nicht selten seine Getränke.

Auch auf Rechnung der kaiserlichen Familie wird in dem so genannten Familienhause am alten Fleischmarkt Wein geschenkt. Er ist gut und wohlfeil, daher auch der Absatz davon außerordentlich stark ist, und des Jahrs wohl 50000 Gulden einbringt.

Die gräflich Schönbornische Familie ließ ehedem auf ihre Rechnung Rheinwein kommen. Wenn ich nicht irre, so hat die erhöhte Mauthtaxe sie bewogen, gegenwärtig dieses Geschäft einzustellen: ein unangenehmer

Umstand für alle Liebhaber des Rheinweins, welcher echt und gut dort zu haben war.

XXXIV.

Stephans-Kirche.

Diese gothische, finstere Steinmasse, mit ihrem spitzen Dach, ragt über alle Gebäude der Stadt empor. Sie hat den Rang vor allen übrigen Kirchen Wiens, weil ein Erzbischof und ein Domkapitel von ihr den Titel führen, und weil sie der Hof einigemahl des Jahrs mit seiner andächtigen Gegenwart beehrt. Ihre Bauart und ihr inneres Aussehen ist bekanntlich nicht nach dem Schönheitsmaß der echten Architektur, die man an den Kunstwerken Italiens bewundert. In diesem Betracht verdiente die Kirche des heil. Carl auf der Wieden den Vorzug: denn diese ist eigentlich die geschmackvollste, regelmäßigste Kirche von Wien.

Die Stephanskirche ist ganz von Quadersteinen erbaut, hat bloß marmorne Altäre, und einige ziemlich gute Altarblätter. Ihre Länge beträgt 342 Fuß, die Breite 222, die Höhe 79. Hieraus sieht man, daß sie für die Hauptkirche einer solchen Stadt eben nicht sonderlich groß ist.

Das wichtigste Denkmahl in derselben ist das Grab des für das österreichische Haus unvergeßlichen Helden Eugen von Savoyen. Man schlug diesem Prinzen in Frankreich ein Dragoner-Regiment ab, um das er anhielt: aus Verdruß verließ er nun Paris, und ging in kaiserliche Dienste. Wie sehr mußte es der stolze Ludwig bedauern, diesen Mann beleidigt zu haben! . . . In welche Lage würde Oesterreich ohne die Siege bey Hochstädt, Turin, Ramillies, Zenta, Belgrad ꝛc. gekommen seyn! . . .

Daß er nicht bloß Held, sondern auch Kenner der Künste und Wissenschaften war, beweisen die von ihm aufgeführten Gebäude, die von ihm erhaltenen litterarischen Schätze in der Hofbibliothek. Daß er auch Staatsmann war, beweißt seine Behauptung, die er noch kurz vor seinem Tode (20. April 1736) vor Carl dem VI. that: der Kaiser sollte seiner Erbinn Maria Theresia statt der pergamentenen pragmatischen Sanction eine Armee von 200000 Mann hinterlassen." Mit den Aufopferungen, welche Carl für die scheinbare Garantie jener Sanction machen mußte, hätte er wohl den Rath Eugens befolgen können.

An einer andern Stelle ist ein Grabmahl, das in seiner Art ebenfalls merkwürdig ist. Dort ruht ein ehemahliger Domprobst von Wien. Der Mann war Hofnarr bey Kaiser Maximilian, und begleitete ihn auf seinen Reisen. Die Niederländer, dieses von jeher zu Meutereyen und Unruhen geneigte Völklein, trieben bekanntlich ihren Freyheitseifer in jenem Zeitpunct so weit, daß sie Maximilianen förmlich gefangen setzten. Der Hofnarr, ein feiner Kauz, half seinem Herrn aus diesem unwürdigen Behältniß entkommen; und zur Dankbarkeit machte ihn Maximilian in der Folge zum Domprobste von Wien, wo er starb, und in seiner Domkirche begraben wurde.

In der alten Geographie zählte man den berühmten Stephansthurm unter die wichtigsten Dinge von Wien; in der Welt der Handwerksbursche ist er es noch. Dieser piramidenförmige Kunstfelsen hat 445 rheinische oder 434½ österreichische Werkschuhe; die Ziffer an dem Uhrblatte desselben sind 2 Fuß lang. In der letzten Belagerung der Stadt, welche größtentheils durch die intole-

ranten Ränke der Jesuiten veranlaßt wurde, mußten Tag und Nacht zwey Väter dieses Ordens auf diesem Thurme Schildwache halten, und mit optischen Instrumenten die fernen Bewegungen der feindlichen und freundlichen Truppen ausspähen, bey welchem Geschäfte ihnen die türkischen Kanonenkugeln manchen reumüthigen Stoßseufzer über die mißgedeuteten Absichten der ehrwürdigen Gesellschaft mögen ausgepreßt haben. Nachdem man die Belagerung abgeschlagen, und in den darauf folgenden glücklichen Feldzügen manche türkische Kanone in christliche Hände gebracht hatte, verwandte man sie zu ganz christlichem Gebrauche, goß daraus eine schöne Glocke, von 10 Fuß in der Höhe, und 354 Zentnern am Gewicht, und hing sie in diesen Thurm, von woher sie nun bey vornehmen Todesfällen und hohen Kirchenfesten langsam und majestätisch brummt.

Darf ich den Papst einläuten lassen? fragte A. 1782 Cardinal Migazzi den Kaiser. — Warum nicht! versetzte der Monarch: die Glocken sind ja ihre Artillerie.... Der hiesige Brummer ist unstreitig eines der größten Artilleriestücke der christlichen Geistlichkeit.

Wie sich indessen die Zeiten ändern! vor hundert Jahren goß man aus Kanonen Glocken; heute verwandelt man die geistliche Artillerie wieder in weltliche, und gießt aus Glocken Kanonen.

Die Stephanskirche steht auf einem sehr günstigen Standpunct: man könnte rings um sie einen der angenehmsten und regelmäßigsten Plätze von Wien herstellen. Auch sind dazu schon einigemahl Vorschläge gemacht worden. Es sollten vorne die sechs oder sieben elende Buden weggerissen werden; die im Quadrat herumliegenden Gebäude sollten mit einer Art von Bogengang

verziert, und die äußere Seite der Domkirche, gegen die Straße zu, eine ihrer würdige Verschönerung erhalten. Dieß würde freylich der Stadt eine Bequemlichkeit und Zierde mehr verschafft haben; da sich aber die Kosten der Unternehmung im Anschlage auf einige hunderttausend Gulden beliefen: so fand man schon damahls selbst in den Zeiten der freygebigen Maria Theresia, Schwierigkeiten; und in der jetzigen ökonomischen Epoche ist es um so minder zu erwarten. Vielleicht erleben unsere Urenkel einst noch die Freude, unter einer Kolonade oder Lindenallee rings um die Stephanskirche spazieren zu können.

XXXV.

Garnison.

Die Besatzung von Wien besteht gewöhnlich aus 2 Bataillons Grenadiers, 6 Bataillons Füseliers, 1 Regiment Artillerie, 1 Regiment Cavallerie. Die vier Leibgarden, das Ingenieurcorps, das Bombardiercorps, das Fuhrwesencorps, das Invalidencorps rc. machen ebenfalls einen Theil des hier anwesenden Militärstandes aus. Die Kriegskanzley, mit ihrem Personale von ungefähr 700 Beamten, besorgt und leitet alles was Uniform trägt.

Die Stadt Wien, sammt ihren Vorstädten, ist dem Infanterie-Regiment Preis als Kanton, zur Rekrutirung angewiesen.

Das Spectakel einer Wachparade, welches in Berlin, Dresden, München, Hanover, Braunschweig, Kassel, Stuttgard, ja sogar in den Residenzstädten einiger Deutschen Bischöfe, zum Theil die tägliche Unterhaltung der schönen Welt macht, sieht man in Wien nicht. Da

die öffentlichen Plätze ohnehin nicht sehr geräumig, und stets mit Menschen, Wägen und Waaren bedeckt sind; so würde der tägliche Aufmarsch von 500 bis 600 Mann durch die um Mittagszeit wimmelnden Gassen, das Gedräng nur noch größer machen. Ueberdieß ist der Hof, der einzige allenfalls zu dieser Parade taugliche Platz von so unebnem Boden, daß er die Truppen immer etwas an der Uebereinstimmung der Manoeuvres hindern würde. Um diesem auszuweichen, hat man die Wache einst eine Zeitlang auf der großen Bastion außer der kaiserlichen Burg, ein andermahl auf der Esplanade in Paradeform aufgeführt. Beydes gab man wieder auf, vielleicht auch darum, weil einige Divisionen des auf die Wache ziehenden Korps ohnehin von den Casernen aus gegen drey viertel Stunden bis auf ihre Posten zu marschiren haben, und durch die Parade noch länger aufgehalten würden.

Gegenwärtig zieht täglich um 11 Uhr eine Compagnie Grenadiers mit Fahnen und Regimentsmusik zum Burgthore ein, und besetzt die Burgwache, wo zwey Kanonen stehen. Ein Corps Füseliers zieht in Ordnung auf die Hauptwache an der Kriegskanzley, wo immer vier Kanonen stehen.

In manchen Städten Deutschlandes sind die Soldaten dem Publicum nicht wenig überlästig, indem sie theils betteln, theils stehlen, theils sich mit einer übertriebenen Dienstfertigkeit allenthalben und an jedermann drängen, theils an öffentlichen Erlustigungsplätzen und auf Straßen, durch Ausschweifungen oder den gewissen übermüthigen Soldatenton den übrigen Ständen ihre Ruhe und Freude stören. In Wien ist dieß nicht so. Außer den Wachthäusern, und in der Nähe der Casernen, sieht man al-

lenthalben äußerst wenig Soldaten, besonders in der Stadt selbst. Ein Beweis, daß man die Leute hier gut in der Ordnung zu halten weiß, und eine Anstalt, die allenthalben nachgeahmt zu werden verdient. Auch die ekelhafte Strafe des Spitzruthenlaufens, die man an vielen Orten auf den Hauptgässen der Städte an Ausreissern und andern militärischen Verbrechern vollziehet, wird hier ganz stille in den Höfen der Casernen abgethan.

Es ist eine allgemeine Bemerkung, daß der Soldatenrock seine Eigenthümer gewöhnlich ein bischen hochherzig mache, besonders in unsern neuern Zeiten, wo so viele Staaten ganz in die militärische Form gegossen werden, und wo so mancher Landesfürst sich immer und allenthalben in der Uniform zeigt. Mirabeau sagt vom verstorbenen Preußischen König Friederich: „Il a eu la manie de ne jamais quitter l'uniforme, comme s'il n'etoit le Roi que des Soldats: Et ce costume légionnaire n'a pas peu contribué à décréditer les officiers civils. Comment n'a-t-il pas senti qu'il est à jamais impossible au Gouvernement de rendre estimables des hommes auxquels il ne veut point montrer d'estime? *) — So sehr Mirabeau gewöhnlich zu weit geht, hat er hier doch

---

*) Er hatte den Sparren, stets in Uniform zu gehen, als wenn er bloß der Soldaten-König wär: und diese Kleidungswahl hat nicht wenig beygetragen, die Staatsbeamten außer Achtung zu setzen. Er sollte doch wohl bemerkt haben, daß es auch einem König unmöglich ist, Leute in den Augen des Publicums schätzbar zu machen, denen man selbst keine Achtung zeigt.

nicht ganz Unrecht. . . . Das übertriebene Soldatensystem im heutigen Europa, welches wir leider jenem Friedrich zu verdanken haben, macht, daß sich jeder Fahnen-Cadett um viel besser dünkt, als der arbeitsamste Bürger; und nichts geht gewöhnlich über den eingebildeten Selbststolz eines neugebackenen Fähnrichs oder Lieutenants, der als commandirender Officier mit einer halben Compagnie auf einem Dorf oder Flecken in Cantonirung liegt. Für diese Herrn ist nichts heilsamer als die Zeit des Lagers; dort werden sie etwas zu sich selbst gebracht. Man sehe sie bey Minkendorf oder Prag, wo der Kaiser, wo die Lascy, die Hadick, die Laudons vor der Fronte stehen! da verschwindet der noch gestern hochtrabende Dorf-Commandant wie eine Nulle vor dem Abglanz jener Helden. . . Auch die Garnison von Wien trägt gut zur Bildung solcher Herrn bey: Sind sie Leute von Kopf, sind sie bescheiden, verstehen sie Lebensart, so schätzt man sie. Wollen sie aber durch Unbescheidenheit oder Großmacherey sich in Respect setzen, so belacht man sie, und läßt sie in ihren Casernen schmorren.

Die Garnison von Wien scheint bloß zur Parade da zu seyn. Ehe nicht der ganze National-Charakter eine andere Stimmung bekommt, werden die Wiener nie eines militärischen Zaumes nöthig haben. Seit dem Tumult vor des Feldmarschall Seckendorfs Wohnung i. J. 1738, hat es nur ein einzigmahl einen kleinen Studentenlärmen gegeben, wo man unnöthiger Weise Cavallerie anrücken ließ, da man die jungen Brauseköpfe mit einer Wasserspritze hätte auseinander jagen können.

Es ist nun bald ein Jahr, daß die Thore der Stadt ohne Wache sind, und sie werden es vermuthlich den ganzen Türkenkrieg über bleiben. Ein neuer Beweis,

daß man die hunderttausende von rüstigen Männern wenigst einen Theil des Jahrs wohl besser beschäftigen könnte, als sie auf den Stadtwachen herum liegen zu lassen. Die römischen Soldaten machten in Friedenszeiten Landstraßen und Wasserleitungen, und verloren nichts von ihrer Tapferkeit dabey. Vielleicht daß auch unsere Straßen wieder durch die Armee hergestellt werden, wenn sie zum Vortheil der Pächter werden halb unbrauchbar seyn.

Eine neuere gute Anstalt zur bessern Nachbildung des Soldatenstandes, sind die Erziehungshäuser für Soldatenkinder. Diese Geschöpfe, welche ehedem meistens dem zwecklosesten Leben, der Dürftigkeit und dem Zufalle überlassen waren, werden nun mit Sorgfalt zu dem Beruf ihrer Väter nachgezogen: man lehrt sie lesen, schreiben, rechnen, ein bischen Zeichnen und Meßkunst, was nämlich ein guter Unterofficier zu seinem Stande braucht. Sie leben casernenmäßig beysammen, haben stärkende Leibesübungen, müssen schon in den frühesten Jahren militärisch stehen, gehen, liegen ꝛc. Da sie auf diese Art neben der Trommel aufwachsen, nichts anderes sehen, hören, noch kennen lernen, als Soldatenleben, Soldatenbeschäftigungen, Soldatenpflichten, und Soldatenvortheile: so darf der Staat an ihnen einen Nachwachs von Korporalen und Feldwebeln erwarten, welcher den österreichischen Heeren noch einen Grad von Stärke und Vollkommenheit mehr geben wird.

XXXVI.

Der Augarten.

Dieser Lustplatz ist für Wien ungefähr das, was die

Thuillerien für Paris sind. Er liegt der Stadt nördlich am Ende der Leopoldstadt, folglich auf der großen Donauinsel, und hat mittels zweyer Alleen Gemeinschaft mit dem Prater. Er macht ein beynahe regelmäßiges Viereck, gränzt gegen Süden und Osten an die Leopoldstadt, gegen Westen an den Lustwald Brigittenau, gegen Norden an einem Arm der Donau. Sein Flächeninhalt beträgt ungefähr 164000 Quadratklafter.

Der Eingang ist an dem Winkel, den die Süd-und Ost- Seite machen. Ueber dem Mittelthore steht mit großen deutschen Buchstaben die allenthalben bekannte Aufschrift:

Allen Menschen gewidmeter Belustigungsort von ihrem Schätzer.

Außen vor diesem Eingange müssen alle numerirte Wägen — die Fiaker nämlich — halten, und nur Herrschaftswägen, oder die als solche gelten, dürfen in den großen Hof einfahren, der mit einer vierfachen Allee besetzt ist, und vorne an der Fronte das Gartengebäude hat, worin zwey große Speise- und Tanzsäle, ein Billardzimmer, und noch ein paar Nebenzimmer sind. Man speist hier zu verschiedenen Preisen, und wird mit den gewöhnlichen Sommer-Erfrischungen bedient, wovon der Preis an den Wänden geschrieben ist.

Der Garten hat weder Wasserkünste, weder Grotten, Statuen, noch andere Verzierungen, die man sonst in berühmten öffentlichen oder Privat-Gärten findet. Dem ungeachtet ist es ein höchst angenehmer Versammlungsplatz, der auch ohne verschwenderischen Aufwand von Kunst seinem Zweck vollkommen entspricht: nämlich der zahlreichen schönen Welt der Kaiserstadt den Genuß

von Schatten, angenehm duftendem Grün, und frischer reiner Luft zu gewähren. Er hat einige sehr schöne schattenreiche Alleen, und andere Abtheilungen von Bäumen und Strauchwerk.

Wenn man durch das Gebäude gegangen ist, hat man rechts das ganz einfache Wohnhaus des Kaisers, mit einem kleinen Blumengärtchen; gerade vor sich hin über die Donau eine Meilenlange durch Waldungen gehauene Allee, deren Perspektiv sich mit einer Dorfkirche endiget; links durch den Garten eine erhabene Terrasse, wo man eine romantische Aussicht an den Fuß des Kahlenberges mit den benachbarten Weinhügeln, Dörfern und Landhäusern genießt.

Der größte Schmuck des Augartens in der schönen Jahrszeit ist das ihn besuchende Publicum. Ausgeschlossen wird gesetzmäßig Niemand. Da der Pöbel aber neben den unzähligen reich und schön geputzten Weibern und Männern eine gar elende Figur machen würde, so bleibt er von selbst weg. Gesellschaft trifft man alle Tage daselbst an, besonders Morgens und Abends. Doch ist an Sonntagen und an Feyertagen der Besuch am zahlreichsten, weil eine Menge von Leuten, welche die Woche über in den Kanzleyen und Kaufmannsgewölben sitzen, an solchen Tagen freye Muße hat; hauptsächlich aber, weil man bey dem größern Zusammenfluß von schöner Welt, an solchen Tagen mehr den allgewünschten Zweck erreicht: zu sehen, und gesehen zu werden." ... Da rauschen tausend seidene Frauenzimmer-Schleppen die Alleen auf und ab, und neben ihnen her trippeln die Stutzer, mit dem Blick des Muthwillens, und der Schäckerey, oder mit jenem gieriglauschenden der Sehnsucht und des Schmachtens nach Erhörung oft wiederholter

Seufzer. Es ist eine wahre Augenweide für den kaltblütigen Zuschauer, wie das erhitzte Blut die jungen Leutchens umtreibt; wie man rennt, einander jagt, aufsucht, Winke und Bestellungen gibt, Plane zu lang gewünschten Schäferstunden macht, und was des Minnespiels mehr ist.

Manchmahl, in den erstern Tagen des Frühlings, oder gegen das Ende des Herbstes, wenn die vornehme Welt noch nicht auf dem Lande, oder schon wieder von demselben zurück ist, wird das Gedränge im Augarten so groß, daß man, wie auf den volkreichsten Straßen der Stadt, an = und gegen einander rennt, Stöße und Fußtritte, und zerrissene Kleidungsstücke und verdorbene Frisuren davon trägt. Man verliert einander plötzlich durch eine augenblickliche Wendung, und findet sich erst nach stundenlangem Suchen, oder gar nicht wieder.

Wenn der Kaiser in Wien ist, mischt er sich oft unter die Spaziergänger, und wandelt, in Begleitung von Ministern, Generalen, oder Damen, unter dem Schwall seines Volks, alle Gänge des Gartens durch. Um sich und den frühen Besuchern des Augartens ein Vergnügen mehr zu verschaffen, läßt er alle Jahre eine Menge Nachtigallen kaufen, und in dem Garten ausfliegen. So wird Aurora und Titan jeden Morgen mit dem Gesang der Philomela begrüßt.

Im Monath May wallfahrten die hochadelichen und halbadelichen, wahren oder eingebildeten Kranken beyderley Geschlechts nach dem Augarten, um dort ihre mit Spaawasser, Pyrmonterwasser, Selterwasser und allen übrigen Heilwässern gefüllte Krüge zu leeren. Es sind arme Schwächlinge, die an Krämpfungen, Nervenzuständen, Magenkrankheiten, Schwindel, Hypochon=

drie, und allen jenen Uebeln leiden, die man im Dienste von Komus, Bachus, Amor, auch wohl im Dienste des Staats und der Musen, sich manchmahl erwirbt. . . . Zu dieser Kur ist der Garten vortrefflich. Nach eingeschluckten Mineralwasser macht man eine sanfte Bewegung im Grünen. Manchmahl erhebt auch eine gutgewählte Musik die frohen Empfindungen der genesenden Kranken.

Indessen glaube man ja nicht, daß alle diese Wassertrinker Kranke seyen. Es mischt sich immer ein guter Theil von echt Gesunden darunter, um die Brunnenkur zu gebrauchen. Die Weiber thun es, wie ein bekannter Schriftsteller sagt, weil sie sich dabey in der reitzendsten Morgenkleidung öffentlich zeigen können; und die Männer, weil sie die Weiber in dieser Halbkleidung *) nicht so drachenhaft züchtig und spröde finden, wie im vollen Anzug.

XXXVII.

Lakayen.

Man schätzt die Zahl aller Dienstbothen in Wien, sowohl weibliche als männliche, auf ungefähr 40000 Köpfe. Die Rechnung mag der Wahrheit so ziemlich nahe kommen. Von dieser Summe machen die Kerls, welche man eigentlich Bediente oder Lakayen heißt, etwa gegen 6000 aus.

Unter diese Rubrike gehören die eigentlichen Lakayen, die Heyduken, die Laufer, die Jäger, die Leibhusaren, die Uhlanen, die Jockeis, die Negers rc. Die

*) Negligé.

Portiers, die Kutscher, Reitknechte, Postillons, Vorreiter ꝛc. könnte man vielleicht auch hierher zählen, weil sie ebenfalls einen Theil des Livereyvolks ausmachen. Ihre Summe mag etwas über 2000 betragen.

Die sogenannten Bedienten sind die häufigsten unter ihren übrigen Mitbrüdern. Man findet sie vom Hofe und den ersten Fürstenhäusern an, durch alle Mittelstände, bis zum vermögenden Bürger und subalternen Kanzleymanne herunter. In den vornehmen Häusern will man lauter große, riesenmäßige Kerls zu Lakayen. Um sie von den verbrämten Bedienten der Mittelstände auszuzeichnen, gibt man ihnen eine massive Liverey, mit Sammet- und Seiden- Borten auf den Rocknähten und wie es überall gewöhnlich ist, von den Farben, welche das Wappen des hohen Hauses in sich faßt. An Besoldung haben sie monathlich 16 Fl. . . . In den Häusern von der zweyten und dritten Ordnung kleidet man sie gewöhnlich etwas leichter. Weiter hinunter sind sie durch ein graues Kleid mit einem farbigen Kragen kenntlich. Ihre Besoldung fällt bis auf 7 Fl. des Monaths.

Heyduken sind beynahe ganz aus der Mode gekommen. Nur einige alte Damen halten sie noch, und lassen sich von ihnen zur Kirche begleiten.

Laufer sind zahlreich. Man braucht sie hauptsächlich, Briefe und Nachrichten in der Stadt herum zu tragen, und zu Nachts mit einer Fackel vor dem Wagen herzulaufen. . . . Jäger oder Büchsenspanner hält man nur zur Parade, um einen Kerl auf dem Wagen stehen zu haben, der eine schöne grüne Livrey mit breiten silbernen Tressen, das Hüfthorn über die Schultern, und einen artigen Hirschfänger an der Seite trägt. Die mei-

sten derselben thun das ganze Jahr nicht einen Schuß. . . Die Leibhusaren sind mit den ungarischen Familien hierher gekommen, aber jetzt auch in den meisten deutschen Herrschaftshäusern, wo junge Cavaliers sind. Da der ungarische Militäranzug besonders zu Pferde schön läßt, so hält man einen als Husaren gekleideten Kerl, der seinen Herrn beym Spatzierritt begleitet, übrigens aber die Dienste eines Lakayen thut. . . . Als das Uhlanencorps errichtet wurde, fanden einige Offiziers und dann auch andere Cavaliers Geschmack an der pohlnischen Tracht. Sie kleideten ihre Kerls pohlnisch; und seitdem sieht man Uhlanen zu Pferde und auf den Kutschen stehen. . . . Die vielen sich hier aufhaltenden Engländer haben auch ihre Reitknechte mitgebracht, und die Wiener haben sie nachgeahmt. Ein solcher Jockey ist ein junger Bursche in einem Reitwestchen, mit rings um den Kopf abgeschnittenen Haaren, einem runden Hut, eine breite Binde um den Leib und Stiefeln. Sie reiten mit ihren Herrn, stehen auf den Kutschen, und dienen bey der Tafel. . . . Der Hang zu dem Außerordentlichen macht, daß sich einige Männer und Weiber auch Negers halten, welche nach ostindischen Kostume gekleidet sind, und Lakayendienste thun. Ihre Zahl ist sehr gering.

Im Ganzen genommen, ist das Lakayenvolk eine unverschämte Menschenbrut. Je vornehmer das Haus ist, desto bengelhafter sind gewöhnlich die Bedienten. Da es meist junge, gesunde, knochenfeste Kerls sind, die sich gut nähren, durch mancherley Accidenzien sich ihre Besoldung zu vermehren wissen, sich unter eitel vornehmen Herren und Damen herumteiben, bey dem Tafeldienst Anecdoten aufzuhaschen, und die Manieren ihre

Gebieter nachzuäffen trachten: so stellen sie die unausstehlichsten Figuren dar, die man im gesellschaftlichen Leben finden kann.

Ihre Characterzüge sind eine Mischung von Stolz, Grobheit, Spottsucht, Naseweisheit, Verleumdung, Unwissenheit, Prahlerey, Faulheit, Affectation und Pöbelhaftigkeit.

Man klagt darüber, daß bey den heutigen Bedienten keine Treue, keine Ordnung, keine Anhänglichkeit an ihre Herrn mehr zu finden sey. Dieß alles ist wahr. Aber die Herrn sind meist selbst Schuld daran. Ein kolossalischer junger Bursche mit halbpfündigen silbernen Schnallen, seidnen Strümpfen, zwey Sackuhren, sechs Seitenloken, und einem seidenen Regenschirm — alles noch unbezahlt — auf der Kutsche, ist ihnen werther, als der gesetzte, bescheidne Mann, der treu und fleißig seine Dienste verrichtet.

So übermüthig diese müssigen Bengel in den Häusern und Vorzimmern sich gebehrden, wo sie anzumelden haben: so verachtet sind sie doch im bürgerlichen Leben. Die Wirthe, welche ihre Tanzsäle in Ansehn erhalten wollen, setzen allzeit in ihre Ankündigungen: „die Liverey ist ausgeschlossen." Aber was geschieht? die eleganten Lakayen halten doppelte Garderobe. Sobald sie ihre Herrschaft aus der Abendgesellschaft nach Hause gebracht haben, werfen sie ihren bunten Knechtschaftsrock weg, ziehn einen modefarbigen Frak an, setzen einen englischen Hut auf, treten mit nachgeäfftem Adelsstolz in den Saal, und wenn sie zum Ueberfluß etwas französisch plappern können, so spielen sie den jungen Cavalier so natürlich, daß manchem Bürgers-

mädchen, welches sie mit ihren Galanterien beehren, der Kopf darüber schwindlicht wird.

XXXVIII.

Orientalische Akademie.

Man hat den französischen König Ludwig den XIV. mächtig erhoben, daß er in Paris eine Anstalt errichtete, worin junge Franzosen die orientalischen Sprachen lernen konnten, und mußten; damit der Staat sich nicht gezwungen sähe, in wichtigen Geschäften mit den ottomanischen Provinzen, von der willkürlichen Treue oder Verrätherey auswärtiger Dollmetscher abzuhangen. König Ludwig — der überhaupt das in die Augen Fallende suchte — verordnete, daß sich die Zöglinge armenisch kleiden sollen, weswegen man diese jungen Pariser gewöhnlich Armenier hieß.

Der österreichische Staat hat, vermöge seiner unmittelbaren Nachbarschaft, mit der Pforte schon seit mehreren Jahrhunderten, und in den neuern Zeiten auch mit den mahommedanischen Räuberstaaten und mit Marokko, mancherley friedliche und unfriedliche Geschäfte abzuthun. Auch für ihn ward es also ein Bedürfniß, eigene Leute zu haben, welche jener Sprachen mächtig sind. Die immerwährende Gesandtschaft in Constantinopel gab zwar Gelegenheit, das Türkische und Arabische zu lernen; aber eine besondere ordentliche Anstalt dazu war nicht vorhanden.

Unter der Regierung Marien Theresiens ward dieses ausgeführt. Der Jesuit Franz, welcher sich lange in den türkischen Provinzen aufgehalten, und jene Sprachen sich eigen gemacht hatte, bekam die Aufsicht über diese neu errichtete orientalische Akademie welche un-

ter der Direction der Staatskanzley steht, weil die Zöglinge der Natur ihres Berufes nach bloß für die auswärtigen Geschäfte bestimmt sind. . . . Die Zahl dieser Akademisten beläuft sich gewöhnlich auf zwölf. Ihre Hauptbeschäftigung ist, die orientalischen Sprachen zu lernen. Nebenher treiben sie die ordentlichen Studien, lernen die vornehmsten lebenden europäischen Sprachen, und erhalten Unterricht in den für junge Edelleute bestimmten Leibesübungen. Wenn sie ihren Lehrcurs hier vollendet haben, dann schickt man sie unter dem Nahmen der Sprachknaben nach Constantinopel, wo sie bey der Gesandtschaft anfangen, Geschäfte mit zu machen, und sich praktisch in den Sprachen zu üben, wovon sie in der Akademie die Grundsätze gelernt haben. Bey Gelegenheit gehen sie dann wieder in die Staatskanzley zurück, um in orientalischen Geschäften zu arbeiten; oder sie gehen als Consuls in die Moldau, Wallachey, nach den Häfen und Inseln im Archipel; nach den Räuberstaaten; im Kriege gegen die Pforte, als Dollmetscher zu den Armeen des Kaisers.

Diese Akademie gibt Meninski's großes türkisch-arabisch-persisch-italienisch-lateinisches Wörterbuch neu, vermehrt und verbessert heraus. Es wird in 4 Folianten bestehen, wovon bis jetzt 2 fertig sind.

Wenn zwischen Oesterreich und der Pforte ein Friede oder Tractat geschlossen wird, so verfaßt der kaiserliche Hof seinen Aufsatz in lateinischer Sprache, und der türkische Hof den seinigen arabisch. Seltsam ist, daß bey solchen Gelegenheiten der Kaiser im Nahmen der allerheiligsten und unzertheilten Dreyeinigkeit zu den Muselmännern spricht, die nicht ein Jota von unsern christlichen Religionsgeheimnissen wissen.

XXXIX.

Plätze.

Wien ist eine alte Stadt. Dieser Umstand macht, daß sie die Vortheile und Nachtheile aller Städte ihres gleichen hat. Die Häuser sind massiv, dauerhaft, hoch, dafür ist ihre Anlage unregelmäßig, ihre Gassen sind enge, ihre meisten öffentliche Plätze klein, eckig, ohne Plan, ohne Perspektive, ohne Majestät und Pracht.... Leider, daß die Erbauer Vindobonens nicht vorhersehen konnten, daß der Ort einst zur Hauptstadt eines der ersten europäischen Staaten werden, daß in den Gassen derselben Tag und Nacht bey viertausend Kutschen herumrollen, daß ihre Plätze bey gewissen Anlässen mit hunderttausenden von Menschen bedeckt seyn würden!

Der Hof ist ein Platz, welcher allerdings einer ansehnlichen Stadt Ehre macht. Er ist der geräumigste von allen, bildet beynahe ein förmliches Viereck, ist ringsherum mit ansehnlichen Gebäuden besetzt, und hat ein Monument von Erz nebst zwey Brunnen. Papst Pius der VI. gab 1782 am Ostertag von der Altane der hier stehenden Kirche seinen Segen über die andächtigen Oesterreicher. . . . Der Neumarkt ist ebenfalls ziemlich geräumig, bildet ein länglichtes Viereck, und hat auf einem Röhrbrunnen eine schöne metallene Statuengruppe von Gabriel Donner. . . . Der Hohe Markt, ebenfalls ein länglichtes ziemlich geräumiges Viereck, mit einem steinernen Monument und zwey Springbrunnen. Seine Erdfläche ist sehr abhängig. Hier werden, neben dem Stadtgerichtshause die öffentlichen Executionen der Justiz, welche nicht das Leben gelten, auf der Schandbühne vollstreckt. . . Der Graben, kleiner als die vorigen; ei-

gentlich nur eine lange und breite Straße, aber doch mit der steinernen Dreyfaltigkeitssäule und zwey Röhrbrunnen besetzt. . . Der Josephsplatz, vor der k. k. Bibliothek, regelmäßig, aber nicht sehr groß. . . Der Burgplatz, ebenfalls nicht besonders groß, eigentlich nur eine Gattung von Haushof, zwischen der Burg und der Reichskanzley.

Es sind noch einige Winkeleyen vorhanden, welche die Nahmen von Plätzen führen, als: der Michaelsplatz, der Spitalplatz, der Minoritenplatz, der Stock=im Eisenplatz, der Judenplatz, der Dominikanerplatz ꝛc. sie verdienen aber, für eine Stadt wie Wien, eine so ehrenvolle Benennung keineswegs.

Der Graben ist das für Wien, was der San Marco in Venedig. Er wird den ganzen Tag über nicht von Menschen leer. Wer eine überflüssige halbe Stunde hat, wo er gern etwas Bewegung machen möchte, spatziert ein paarmahl den Graben auf und nieder. Von 11 bis 1 Uhr Mittags besonders, und Abends in der Dämmerung, wimmelt es hier zu allen Jahrszeiten von Mannsleuten. Da über den Graben der Weg nach der Burg, nach dem Theater, nach der Michaeler=Kirche aufwärts, und nach der Stephans=Kirche abwärts führt, so sieht man hier stets vornehme und schön geputzte Leute beyderley Geschlechts in Wagen, zu Pferde und zu Fuß vorüber gehen, auch ist man sicher, täglich, ja beynahe stündlich, einige seiner Bekannten zu treffen. . . . In den Sommermonathen ist die ganze untere Seite des Grabens von sieben Uhr Abends bis Mitternacht mit Stühlen besetzt, worauf man aus den benachbarten zwey Kaffeehäusern mit Gefrornem — einer Lieblingsleckerey der Wiener — und andern Erfrischungen bedient wird.

Der schon gewohnte allgemeine Zusammenfluß von Menschen auf diesem Platz, macht, daß die gutwilligen Mädchen ihn vorzüglich besuchen, um dort ihre Netze auszuwerfen: darum sind die Worte Graben-Nymphe, *) Graben-Mädchen und Lustmädchen von einerley Bedeutung.

Der Hof dient ebenfalls zum öffentlichen Spaziergang, wird aber nur in den Sommer-Abenden besucht. Gewöhnlich wird Abends eine Stunde lang durch die Regiments-Spielleute türkische Musik gemacht, welches dann noch mehr Spaziergänger dahin zieht.

Die meisten übrigen Plätze dienen, wie überall, um die tausenderley nöthigen Lebensbedürfnisse für die Bewohner der Stadt öffentlich feil zu biethen.

Die andächtige Denkart der alten Zeiten hat bewirkt, daß man diese Plätze mit heiligen Bildern besetzte. Diese Vorstellungen gehören in die Kirchen. Die öffentlichen Plätze einer solchen Stadt sollten mit den Statuen der größten und verdienstvollsten Männer des Staats, oder mit Abbildungen historisch wichtiger Vorfälle geziert seyn, um den nachwachsenden Bürgern zu zeigen, daß man die Züge und Nahmen der wackern Männer zur Ehre des Vaterlandes zu verewigen suche. So machten es Griechen und Römer, und nicht ohne Wirkung. Ich schmeichle mir sogar, daß auch dieß einst noch bey uns geschehen wird, wenn die Grille unsers Jahrhunderts, die soldatisch-ökonomische Epoche, wieder vorüber ist.

---

*) Man hat ein Taschenbuch für Graben-Nymphen, ein kleines drolliges Ding, das die Künste und Lebensart dieser Geschöpfe sehr komisch und witzig darstellt.

XL.

Burgwache.

Bey denjenigen, welchen der Anblick eines alten, gothischen Gebäudes, wie der schwarze Wohnsitz des Deutschen Kaisers ist, eine Art von Ehrfurcht einflößet, muß diese Empfindung durch die Schnurbärte mit den Bärenmützen ungemein bestärket und erhöhet werden.

Es ist billig, daß die Person Sr. Majestät, die kaiserliche Familie und deren Pallast, von dem Kern der Truppen bewacht werde. Die Grenadiers haben von jeher ein ausschließendes Vorrecht auf die Burgwache. Wenn wegen gehaltenen Musterungen, Lagern, oder in den Kriegszeiten keine Grenadiers in Wien sind, so ziehen Kavalleristen in der Burg auf die Wache.

Die Burgwache, welche in die innere, mittlere, und in die Schlagbaumwache abgetheilt ist, besteht — wenn keine fremden Gäste hier sind — aus 1 Hauptmann, 1 Ober- und 1 Unterlieutenant, 1 Cadetten mit der Fahne, 1 Fourier, 1 Unter-Chyrurg, 1 Feldwebel, 1 Führer, 5 Corporals, 5 Spielleuten, und 70 Gemeinen. Wenn fremde Herrschaften den Amalienhof beziehen, so wird sie um einige Köpfe verstärkt.

Vormahls beneideten die Füseliers die Grenadiers, nicht um die Bärenmützen, nicht um den täglichen Kreuzer, denn sie mehr an Löhnung genießen, nicht um die ruhigern Tage, die sie verlebten, weil sie sonst fast keine Wache versahen; sondern um die besondere Zuneigung der großen Therese. Denn selten fuhr die wohlthätige Monarchinn bey einer Wache vorbey, daß sie nicht mehrere, eigens zu dieser Bestimmung in Papierchen gewickelte Ducaten hervorlangte, und mit einem Daumen-

schneller sie der dastehenden Mauer von Männern hinwarf. Sie zogen dann mit Freuden ihr Gewehr an, und auf den braunen Gesichtern las man deutlich den Wunsch, ihr im Felde die Wohlthaten aus den Tagen des Friedens vergelten zu können. Zu den Zeiten der Monarchinn, wenn sich der Hof den Sommer über in Schönbrunn befand, war der ganze Weg von der Linie an bis zum Lustschlosse mit Grenadiers besetzt. Freygebigkeit bezeichnete dann auch jedesmahl die Straße.

Auch den Officieren brachte diese Wache großen Vortheil. Sie genossen die Tafeln mit den Hofdamen und den Kammerherren. Jede Geburt eines Enkels der großen Therese, jedes gewonnene Treffen, und manche andere Feyerlichkeit, wurde ihnen jedesmahl durch ein Röllchen Ducaten angekündiget.

Gegenwärtig, da der Kaiser die Tafeln, welche bey Hofe so häufig waren, daß die vielen Küchen und Köche kaum hinreichten, meistens abgestellt hat, erhält der wachhabende Hauptmann 3 Fl. der Ober- und Unterlieutenant jeder 2 Fl. der Fahnencadet 1 Fl. 30 Kr. Jeder Gemeiner, vom Feldwebel abwärts bekommt ein Pfund Rindfleisch, eine Portion Wein und Brod; an Fasttagen kein Fleisch, aber doppelte Portion Brod und Wein.

Wer die Menge der Mannschaft auf der Burgwache bey sich abzählt, könnte vielleicht glauben, daß die Person Sr. Majestät mit einem ganzen Commando von Grenadiers bewacht sey, daß alle, welche sich zu ihm hindrängen wollen, durch eine doppelte Reihe von Bajonetten gehen müssen. Eine solche Meinung ist irrig.— Auf dem Controllorgange, dem eigentlichen Aufgange zu den innern Wohnzimmern des Kaisers, ist eine ein-

zige Schildwache, die mehr zur Bewachung der dortigen Kanzleyen hingestellt scheint. Eben so steht bey den Vorzimmern des Erzherzogs und der Erzherzoginn nur ein Posten.

Bey der Schatzkammer und Kunstkammer, dem Naturalien-Cabinett, Medaillen-Cabinett, und in dem langen Augustinergange stehen Schildwachen, die man gewiß nicht überflüssig finden wird, wenn man sich erinnert, daß trotz derselben, von Gaunern Versuche auf die Schatzkammern gemacht wurden.

Man vergleiche damit die gehäuften Wachen manches europäischen Königs, selbst manches sehr kleinen Reichsfürsten, der stäts die Hälfte seiner Truppen in seinem Schloße hat.

XLI.

Findelhaus.

In Spanien wird jedes Findelkind für einen Cavallero gehalten. Es ist besser, sagen die Spanier, bey der Ungewißheit des Vaters, allenfalls den Sohn eines Bürgerlichen zum Edelmann zu machen, als den Sohn eines Edelmannes unter die Gemeinen zu verstossen. So erzählen die Reisebeschreiber. Dieser Grundsatz hat etwas Erhabnes in sich, wenn nur jene edeln Bastarden neben ihrem Titel auch zu leben hätten.

In Deutschland und in Oesterreich ist es umgekehrt. Jeder Findling, wenn er auch ein Fürstensohn wäre, wird unter die Gemeinen gezählt.

Ehedem war die Einrichtung im Wienerschen Findelhause, wie sie noch in den meisten Findelhäusern von Europa ist: nähmlich die Kinder wurden darin, zu hunderten und tausenden beysammen gemeinschaftlich aufer-

zogen. Mit der Zeit wurden einige politische Rechenmeister auf solche Institute aufmerksam, und fanden, daß diese großen menschlichen Treibhäuser dem Staat nichts weniger als gedeihlich seyen, daß die Kinder darin so häufig hinsterben, wie Fliegen vom Kobalt. Darüber kam es denn zur öffentlichen Sprache, und es erschienen einige Schriften über die Schädlichkeit der Findelhäuser, und die große in denselben herrschende Sterblichkeit.

Ob die österreichische Regierung durch solche Schriften aufmerksam gemacht, und von der Wahrheit der Sache überzeugt wurde, weiß ich nicht. Genug, sie veränderte die Einrichtung des Findelhauses. Die Findlinge werden alle, ohne Ausnahme, außer dem Hause in die Pflege und Erziehung gegeben: die meisten auf das Land, einige auch in die Vorstädte zu Handwerksleuten. Es scheint, daß diese Vertheilung zur Erhaltung der Kinder heilsamer sey.

Diejenigen Mädchen, welche in dem Geburtshause heimlich die Frucht ihrer Zärtlichkeit ablegen, können ihre Kinder für 24, oder für 12, oder für 6 Fl. in das Findelhaus geben, je nachdem sie im Geburtshause nach der Taxe der ersten, zweyten, oder dritten Classe gelebt haben. Sie erhalten dafür einen besonders kennbaren Zettel, und können gegen Vorweisung desselben ihr Kind wieder zurück fordern, wenn es ihnen beliebt; der Taufnahme des Kindes wird protocollirt; Stand und Familiennahmen bleibt ein Geheimniß der Mutter. Die Kinder derjenigen Mädchen, welche im Geburtshause Ammen abgeben, werden unentgeltlich in das Findelhaus genommen. Für die Kinder, welche auf öffentlicher Straße oder in den Häusern niedergelegt werden, bezahlt die

Grundobrigkeit des Platzes, wo sie gefunden werden, 12 Fl. an das Findelhaus.

Durch diese Vertheilung der Kinder unter die Landleute und Handwerker, gewinnt der Staat ohne Zweifel. Die vaterlosen Geschöpfe werden ehrliche, arbeitsame Bauern oder nützliche Handarbeiter. Wachsen sie in einer tauglichen Gestalt heran, so kommen sie auf die militärischen Conskriptionslisten, und werden, im Nothfall gemeine Soldaten. In dieser Rücksicht sind sie nicht übler daran, als die ehelichen Kinder auch, weil diese eben so unausbleiblich auf die Regimentsliste des Kantons geschrieben werden, wie jene.

So gleicht sich in dieser beßten Welt alles gegen einander aus! . . . Heute wird dieser oder jener Bürgerlicher zum Edelmann, zum Baron, zum Grafen erhoben; und morgen wandern ein halb Dutzend heimliche Kinder von Grafen, Baronen, und Edelleuten aus dem Findelhause auf das Dorf, um dort mit dem Pflug, der Sense, dem Dreschpflegel, die Einkünfte des gnädigen Herrn Papa in der Stadt vermehren zu helfen.

XLII.

Ständelweiber.

Es ist ohne Zweifel eine Art von Bequemlichkeit in einer großen Stadt, wenn man sowohl die täglichen Lebensbedürfnisse, als andere zum Hausgebrauch nöthige Dinge zu allen Zeiten, und nicht weit von seiner Wohnung haben kann. Wenn aber diese Dinge auf eine solche Art feil gebothen, und zum Kauf ausgelegt werden, daß die den Dienstbothen dadurch verschaffte Bequemlichkeit dem ganzen bessern Publicum zur Last wird: so beklagt es sich mit Recht darüber.

Dieß ist der Fall in Wien! . . . Hier lebt eine Gattung frecher, unverschämter, zudringlicher, betrügerischer, grober, lästersüchtiger Weiber, welche alle Gassen und Straßen, alle Plätze, alle Winkel und Zugänge zu den Kirchen, Häusern ꝛc. Jahr aus Jahr ein belagert halten. Man nennt sie hier Ständelweiber, Fratschlerweiber und im gewöhnlichen Deutschen Höckerinnen. Sie haben alle nur gedenkbare Kleinigkeiten zum Kauf, hauptsächlich trockne kalte Eßwaaren, Obst, Gemüse, und geringere Kleidungsbedürfnisse.

Jede derselben bezahlt für die Erlaubniß, ein solches Kaufständchen halten zu dürfen, jährlich drey Gulden an den Magistrat. Man kann ihrer in der Stadt und allen Vorstädten wohl über 3000 rechnen. Sie sitzen vorzüglich auf den gangbarsten Gassen und Plätzen, und bey den Thoren.

Bekanntlich hat Wien für seine vielen Leute und Fuhrwerke ohnehin allzu enge Gassen und Plätze. Nun werden diese täglich mit noch mehr solchem Trödelgesinde besetzt; und so wird man am Ende wohl gar nicht mehr durchkommen können, wie dieß auf dem Kohlmarkt, in der Kärnthnerstraße, Bognergasse, schon wirklich manchmahl nur mit größter Mühe geschieht. Diese unverschämten Weiber glauben für ihre 3 Gulden das ganze Publicum kühn belästigen zu dürfen, und die Polizey bestärkt sie in diesem Wahn, da man sie unaufhörlich noch mehr anwachsen läßt.

Es ist ein äußerst widerlicher Anblick, welchen diese lumpigen Hüttchen und Ständchen in der Hauptstadt verursachen: wo nur immer ein freyer Winkel ist, selbst an die schönsten Palläste, wird flugs ein solches Nest hingeklebt. Wien muß auf diese Art, ungeachtet seiner vie-

len herrlichen Gebäude, allmählig einem wahren Juden=Trödelmarkt ähnlich werden. Die löbliche Oekonomiesucht dort und da von einem Kipfelweib, von einer Tabaks=krämerinn, 3 Gulden zu erschnappen, macht, daß man über alle Begriffe von Anstand und Zierde einer Haupt=stadt hinaus ist. . . . In Paris und Berlin, in welcher letztrer Stadt es doch am Platze nicht mangelt, hat man vor kurzem eine Menge solcher Buden abgeschafft, um die Verunstaltung der Stadt, und die Belästigung des Publicums zu verhüthen; bey uns aber vermehrt man sie noch. Ich vermuthe, es werden wohl am Ende die Burg, das Landhaus und das Rathhaus rings mit Ständelweibern umsetzt werden: wenigstens würde das manche 3 Guldentaxe einbringen.

Nebst dem, daß diese Weiber die Stadt verunstalten, daß sie die öffentlichen Wege versperren, thun sie dem Publicum auch einen wesentlichen Schaden. Kaum tritt ein Landmann mit Obst, mit Gemüse rc. in die Stadt, und macht Miene, es selbst zu verkaufen: so umringt ihn dieses Weibergepack, neckt ihn, schimpft ihn, ver=lästert seine Waare, und läßt nicht nach, bis es ihn da=hin gebracht hat, aus Verdruß dieselbe an die Ständel=furien abzugeben. Diese nehmen es ihm um kleine, er=preßte Preise ab, und verkaufen es der Stadt um ge=doppelt hohes Geld.

Man sagt, daß die Pariser=Häringsweiber in der Kunst zu schimpfen Meisterinnen seyen. Ich zweifle, ob ihnen die Wiener=Fratschlerweiber nicht den Rang ab=laufen würden. Man darf ihre sehr reizbare Zunge nur ein wenig in Bewegung bringen, so bricht ein ganzer Strom von Schmähungen los. Ein solches Weib ist

ein lebendiges Wörlerbuch aller österreichischen Provinzial-Schimpfwörter.

Unter die Rubrike der Fratschlerweiber gehören auch die Mandolettikrämer. Vor sechs Jahren waren ihrer nur zwey bis drey solcher wälscher Schleckerey = Trödler. Heute sind ihrer wohl vierzig, Wälsche und Deutsche. Sie rennen allenthalben mit ihren Körben herum, besetzen alle Straßenecken, öffentliche Spatziergänge, Gärten, Schauspielhäuser, und überhaupt jeden Platz, wo sie viele Menschen beysammen sehen oder vermuthen. Ihre süssen Näschereyen sind — wie man behauptet — nicht selten aus verdorbenem Zucker, Mehl und andern unsaubern Ingredienzien gebacken; sie können also den zarten Mägen der Kinder, für welche sie häufig gekauft werden, gefährliche Umstände zuziehen. . . . Unter Ludwig dem XIV. wurden einst ebenfalls solche Zuckergebäcke öffentlich ausgerufen, nnd auf den Straßen herumgetragen. Der Kanzler L'Hopital verboth es, und führte zum Grund in dem Befehl an, daß dadurch Leckerey und Müßiggang begünstiget werden.

Man könnte diesen Mandoletti-Handel in Wien aus ähnlichen Gründen, und auch aus Sorge für die Gesundheit, ganz füglich abstellen, oder doch sehr einschränken.

XLIII.

Ritter-Ordens-Feste.

Eine schönere Gelegenheit, die Großen des Reichs, die Helden des Schlachtfeldes, und die Männer am Ruder des Staats, mit einem Blick zu übersehen, findet ihr nimmermehr, als die Ritter-Ordens-Feste. Der Stammhalter einer glänzenden Familie verläßt seinen Fürstensitz,

der Staatsmann seine Urkunden, der Feldherr seine Plane; und erscheinen — jener den Beweis seines uralten Adels, und diese, den Lohn ihrer Verdienste an sich tragend — vor dem Volke. Fremde, welchen der Zutritt in die ersten Häuser, wegen eines Abganges an der Ahnenzahl, verschlossen ist, die zweyte Classe des inländischen Adels, der Beamte und der Bürger, alle drängen sich an diesen Tagen in den großen Saal nach Hofe, staunen dort mit Muße den Monarchen an, den sie, so oft er sich auch dem Volke zeigt, immer mit unbefriedigter Neugierde besehen, und bewundern die Großen, welche ihre Decrete, Patente und Diplomen unterschrieben, oder Schlachten für das Vaterland gewonnen haben.

Es wäre unverzeihlich, wenn ein Bewohner der Residenz die Orden nicht kennte, welche seine erhabenen Mitbürger schmücken, da sie selbst im Auslande allenthalben bekannt sind. Ohne mich also in eine weitläufige Beschreibung derselben einzulassen, rede ich bloß von ihren Festen, wie sie der Ordnung nach im Jahre gehalten werden.

Das Fest des militärischen Theresien-Ordens wird jedesmahl am ersten Sonntag nach St. Theresens Tag gefeyert. Der Zeitpunct der Stiftung dieses Ordens bestimmt seine ganze Würde. Nach der gewonnenen Schlacht bey Kollin wurde er von der Kaiserinn Maria Theresia am 18. Junius 1757 gestiftet: die Helden wurden gleichsam auf der That belohnt, und die Ordenszeichen über ihre noch blutende Wunden gehangen. . . . Er ist der Lohn eines jeden, der sich im Kriege durch eine besondere That auszeichnet. Der Krieger, dessen Vater pflüget, oder dessen Güter hunderte pflügen, kann ihn ohne Unterschied erhalten; do nur in der praktischen

Ausübung seiner kriegerischen Talente. Für den Mann, welcher sich in den Tagen des Friedens durch weise Anordnungen und Verbesserungen bey dem Kriegswesen auszeichnet, ist, wie für jeden verdienstvollen Staatsbeamten, der Stephans-Orden bestimmt. Mehrere Generale haben sich denselben erworben.

Die Art und Ordnung dieses Festes ist folgende:

Um zehn Uhr Morgens versammeln sich die Großkreuze, Commandeurs, und Ritter in der Rathsstube in der Burg, ziehen dann durch den großen Saal, das erste Vorzimmer, und die Ritterstube, unter dem Vortritt der Hof- und Kammer-Fourriers, der Edelknaben, der Truchsesse, Kammerherren und geheimen Räthe, wie auch der Ordensbeamten, in die Hofkapelle, und wohnen dem gesungenen Hochamte bey. Der Rückweg geht in der nämlichen Ordnung in den großen Saal zurück, wo für Seine Majestät — und wenn ein Prinz vom regierenden Hause zugegen wäre, auch für denselben — unter dem Baldachin die Tafel bereitet ist. Die Großkreuze speisen einige Schritte abwärts; und die Commandeurs und Ritter werden in der Ritterstube bewirthet. Es ist ein herzerhebender Anblick, Seine Majestät, von den Feldmarschälen Hadik, Lascy, und Loudon umgeben, nach der Kirche ziehen, und vor denselben eine Reihe verdienter Generale und Stabsofficiere einher gehen zu sehen. Muth und Klugheit, nicht aber Tollkühnheit und Zufall werden so belohnt.

Das Ordensfest des apostolischen Königs Stephan, und des goldenen Vließes, werden an den ersten Sonntagen nach Emerikus und Andreas gehalten. Die Art und die Feyerlichkeiten sind die nämlichen, wie ihr sie oben gehört habt. Der Unterschied ist, daß am There-

sien=Ordens=Feste die Ritter in der ihrer militärischen Würde angemessenen Kleidung erscheinen, und die ihnen zukommenden Ordenszeichen an dem weißen Bande mit rothem Rande, und Sterne über der Uniform tragen. Die Ritter des Stephans=Ordens und des goldenen Vließes hingegen haben eine Gattung feyerlicher Kleidung.... Die erstern tragen ein Karmesinfarbiges Unterkleid, welches ohne Oeffnung vorne bis an die Füsse herablanget, und bey den Großkreuzen mit zerstreuten Eichenblättern durchaus gestickt ist, die darum gewählt wurden, weil die Bürgerkrone der Römer aus solchen bestand. Darüber ist ein grünsammetnes weites, auch mit Eichenblättern am Rande gesticktes Oberkleid, mit langen offenen Aermeln. Um den Hals ist ein breiter Kragen, worauf die Sterne der Großkreuze in der Mitte der Brust angebracht sind. Die Ritter des goldenen Vließes haben eine ziemlich ähnliche Kleidung, nur sind das Unter= und Oberkleid von karmesinfärbigem Sammet.... Die Ritter des Stephans=Ordens tragen eine hohe ungarische Mütze, mit einem Reigerbuschen gezieret, und, wie das Oberkleid und der Kragen, mit Hermelin ausgeschlagen, die Ritter des goldenen Vließes tragen eine besondere gestickte Mütze. Die Ordenszeichen werden von den Rittern des goldenen Vließes und von den Großkreuzen des Stephans=Ordens an goldenen über die Schulter hangenden Ketten, von den Commandeurs des letztenOrdens an einem breiten Bande, und von den Rittern mit einer Bandschleife angeheftet, vorne über die Brust getragen. Diese Kleidung läßt besonders einem großgebauten Ritter sehr gut.

Da bloß Eine Classe der Ritter bey dem Orden des

goldenen Vließes bestehet, so ist beym Fest dieses Ordens nur Eine Tafel am Fuß des Thrones.

Ueberhaupt sind außer dem Neujahrstage diese Ordensfeste die einzige Feyerlichkeit, die noch im Hofton der ehemahligen Kaiser gehalten werden. Der Oberst-Silberkämmerer deckt mit dem Unter-Silberkämmerer die Tafel Sr. Majestät mit dem prächtigen goldenen Service, welches Kaiser Franz verfertigen ließ. An dieser Tafel umgeben die Capitäns der adelichen Garden den Kaiser. Der eben im Dienste stehende Kammerherr ist zugleich der Vorschneider. Die adelichen Leibwachen schließen einen Kreis, der auch die Tafel der Großkreuze umfaßt, welche von den kaiserlichen Hofofficieren in Uniform bedient wird. . . . So wie das Großmeisterthum des Stephans-Ordens mit der Krone Ungarns, so ist auch die Würde eines Ordenskanzlers mit dem Amte des ungarischen Hofkanzlers immer vereiniget, und an dem Ordensfeste verrichtet die ungarische Leibgarde allein die Dienste bey Hofe.

Der vierte ist der Elisabeth-Orden, welcher etwas unbekannter seyn dürfte, weil ihm kein Festtag gewidmet ist. Er gehört für alte Officiere, welche lange und untadelhaft gedient haben. Mit seinem Besitz sind, wie beym Theresien-Orden, gewisse Einkünfte verbunden. Er wurde von der Kaiserinn Elisabeth gestiftet, und von Maria Theresia erneuert. Ueber zwanzig beläuft sich die Anzahl seiner Ritter nie. Das Ordenszeichen wird an einem schwarzen Band, im Knopfloch über der rechten Brust getragen, und besteht aus einem schwarzen Kreuz mit weißen Ecken.

Der Sternkreuz-Orden ist unser einziger weiblicher Orden. Hofdamen, und andere verehelichte des ersten

Adels, erhalten denselben von der Großmeisterinn, welche jetzt die Erzherzoginn, Großherzoginn von Toskana ist.

Thümmel nennt Bänder und Sterne den gnädigen Spott der Fürsten. Der gute Mann ist ein Dichter, dem man einen solchen Lufthieb schon verzeihen muß. Indessen läßt sich nicht läugnen, daß auch wirklich die Zeichen manches Ordens sehr in Verfall gerathen sind, und ihren Besitzern eben keine auszeichnende Achtung verschaffen. Man erinnere sich des Spornordens, der für sechs Ducaten zu haben ist, und mit dem einst ein Engländer bey seiner Abreise aus Rom seine Lakayen, Kutscher und Reitknechte behing.

XLIV.

Universität.

Es gibt einige Universitäten in Deutschland, bey deren Einrichtungen und Verbesserungen man es auch mit unter zu einem Hauptgegenstand zu machen scheint, ihnen eine solche Gestalt zu geben, daß sie schon von außen hochstrahlend glänzen, und viele Fremde anlocken sollen, um dem oft unbedeutenden Ort ihres Sitzes neue Geldzuflüsse zu verschaffen. Vor kurzem sagte ein deutscher Schriftsteller: mancher Lectionscatalog solcher Universitäten sey mit einer ziemlichen Dosis litterarischer Scharlatanerie versetzt. Ganz Unrecht mag der Mann hier und da nicht haben.

In Wien, und auf den österreichischen Universitäten überhaupt, hat man keineswegs zur Absicht, fremde Studierende herbey zu ziehen. Die einheimische Jugend so zu bilden, und mit jenen Kenntnissen zu versehen, daß der Staat seine Aemter damit brauchbar besetzen

und sein Volk in einer zweckmäßigen Cultur und Erleuchtung erhalten könne: dieß ist sein Augenmerk; und wenn er dasselbe erzielt, so kann er mit seinen Lehranstalten zufrieden seyn. Man weiß ja allgemein, daß die Universitäts-Studien gewöhnlich keine große Männer bilden. Den Jüngling an die Quelle der Wissenschaften zu führen, dieß ist ihr Amt. Das wahre Genie entwickelt sich immer außer der Schule, in den einsammen Stunden des Selbstdenkens, durch den Feuerstrohm des höheren Geistes.

Indessen sey es ferne von mir, zu behaupten, die hiesige Universität sey in ihrer Art vollkommen, oder so vortrefflich, als keine andere. Nein! sie hat ihre Mängel, und wird derer immer einige haben.

Sie war ehemals ganz in den Händen der Jesuiten. Im Jahre 1756 erhielt sie schon einige Verbesserungen und einige unjesuitische Professoren.

Nach Aufhebung jenes Ordens hat man wieder neue gedeihlichere Anstalten gemacht; und seitdem hat sie noch manches zum Vortheil der Wissenschaften erhalten. Der Professoren sind acht und dreyßig, worunter z. B. ein Barth, Eckhel, Gruber, Hell, Jacquin, Leber, Mastalier, Sonnenfels ꝛc rühmlich in der litterarischen Welt bekannt sind.

Die neuesten Veränderungen bey dieser Universität sind, daß schon in dem fünften Jahre über alle Wissenschaften in Deutscher Sprache gelesen wird, die Kollegien der hochheiligen Theologie, und des kanonischen Rechts ausgenommen. Auch von diesen wird die Pastoral-Theologie Deutsch gelehrt. Das kanonische Recht dürfte bald ganz aufhören, einen eignen Wissenschaftszweig auszumachen: wozu es auch endlich einmahl Zeit

ist; denn warum soll für die geistlichen Mitglieder des Staats ein anderes Recht existiren, als für alle übrigen Bürger! . . . Ehedem wurden alle Kollegien auf den österreichischen Universitäten frey gegeben. Seit drey Jahren aber sind auch hier Kollegiengelder eingeführt. Dieß ist die letzte Veränderung, welche hierin gemacht wurde. Beklagen kann sich das Publicum mit Grunde nicht über diese Einrichtung; denn auf allen Universitäten, besonders im nördlichen Deutschland, wird schon seit jeher für die Lehrcurse bezahlt. Zudem ist das Unterrichtsgeld sehr mäßig: bey den Gymnasien beträgt es 12 Fl. jährlich, bey der Universität für das philosophische Studium 18 Fl., für das juridische und medizinische 30 Fl.; das Theologische und der Unterricht für Wundärzte, sind frey. Dieses Geld kommt aber nicht in die Hände der Professoren, wie in andern Ländern, sondern wird wieder zum Nutzen des Publicums verwendet, indem daraus Stipendien für Unvermögende, aber durch Fähigkeiten und Fleiß verdiente Jünglinge gegeben werden, welche alsdann auch, so wie alle übrigen Stipendisten, von Bezahlung des Unterrichtsgeldes befreyet sind.

Das Universitätsgebäude ist von Maria Theresia errichtet worden. Es hat geräumige Hörsäle; einen Vorrath von physikalischen und mechanischen Instrumenten; eine Sammlung von Naturalien; ein chemisches Laboratorium; ein anatomisches Theater: eine Sternwarte; eine eigene öffentliche Bibliothek. Diese befindet sich in dem der Universität gegen über stehenden Gebäude des Generalseminariums, und ist sowohl durch die Windhagische und Gschwindische Bibliotheken, als durch die Sammlungen von den aufgehobenen Klöstern ansehnlich vermehret worden. Sie er-

hält aber jetzt nach einem in Rücksicht auf Lehrer und Schüler wohl geordneten Systeme, eine ganz neue Einrichtung, und wird gegenwärtig in allen Fächern mit denjenigen Büchern bereichert, welche Lehrern und Schülern, für deren Gebrauch sie eigentlich bestimmt ist, vorzüglich nutzbar und nothwendig sind. Eine sehr gute Anordnung dieser Bibliothek in ihrer heutigen Gestalt, ist auch diese, daß außer den gewöhnlichen Festtagen niemahls Ferien bey ihr gehalten werden, und sie also das ganze Jahr durch offen steht.

Man hat schon einigemahl den Satz aufgewärmt, daß die Musen die Ruhe liebten, daß eine so volkreiche und lärmende Stadt als Wien, kein schicklicher Ort für eine Universität sey. Ich bin der entgegen gesetzten Meinung. Heut zu Tage sind die Studien nicht bloß da, um Klöster zu bevölkern, wie ehedem, sondern um über alle bessere Stände des Staats Kenntnisse zu verbreiten. Man kann also mit Recht fordern, daß der studierende Jüngling nicht bloß Büchergelehrsamkeit sich eigen mache, sondern daß er sich auch zum Umgang mit der Welt bilde: und dazu ist ein großer Ort unstreitig besser als ein kleiner. In einem unbedeutenden Städtchen, wo kein Hof, kein Adel, keine vielfältige Vermischung der Stände ist, und die Studierenden die einzigen sind, welche den Ton angeben, von denen der Ort lebt, dort verfallen sie nur gar zu gern auf jenen wilden, trotzigen, ungeschliffenen, renomistischen Ton, welchen man den Jenensern so lange mit Recht vorgeworfen hat, und der noch jetzt, in etwas vermindertem Maß, in den kleinern Universitätsstädten des nördlichen und südlichen Deutschlandes herrscht.

Man erwäge auch den Umstand noch, daß aus der

Stadt Wien allein so viele oder wohl noch mehr Söhne die Universität besuchen, als aus der ganzen übrigen Provinz Oesterreich. Durch eine Versetzung der Universität also würden alle hiesigen Familien der Studirenden verlieren, und die übrigen nichts gewinnen.

XLV.

Mönche.

Wie sehr hat sich — nur seit zwanzig Jahren — das Schicksal dieser Menschengattung im ganzen südlichen Deutschland geändert!

Im Jahr 1770 waren in den österreichischen Staaten:

Mannsklöster	—	—	1572
Frauenklöster	—	—	591
	Summe		2163

Im Jahr 1773 erloschen die Ordenshäuser der Jesuiten, 139 an der Zahl. Vom Jahre 1780 bis zur Hälfte des Jahrs 1786 sind aufgehoben worden.

Mannsklöster	—	—	413
Frauenklöster	—	—	211
	Summe		624

Seitdem ist noch aufgehoben worden der ganze Pauliner-Orden in Ungarn, und eine beträchtliche Zahl einzelner Klöster aus allen übrigen Orden. Die Klosterleute beyderley Geschlechts, welche sich im Jahr 1770 auf ungefähr 64890 Köpfe beliefen, mögen jetzt etwan noch 27000 ausmachen.

Da allen Klöstern überhaupt verbothen ist, Novizzen anzunehmen, so sieht man wohl, daß ihre baldige gänzliche Erlöschung bevorsteht. Der Orden der Barmherzi-

gen Brüder allein hat vor den Augen des Thrones Barmherzigkeit gefunden, und darf sich fortpflanzen, weil er ein für die Menschheit heilsames Institut ist.

Indessen sah man sich genöthiget, noch einen guten Theil der Klöster einstweilen bestehen zu lassen, theils, weil man mit einer solchen Menge von Gütern, Gebäuden und Personen nicht augenblicklich alles abändern konnte; theils, weil man wenigstens einen großen Theil der Mönche zu den Verrichtungen tauglich fand und machte, welche sonst die Weltpriester bey den Pfarren über sich haben.

Die Aufhebung der Klöster machte auf die Mönche im Ganzen, sehr verschiedenen Eindruck. Die Prälaten, Prioren, Guardianen, überhaupt alle Superioren und die Alten, sahen mit Verzweiflung den landesherrlichen Commissär an der Pforte absteigen; weil er ihrer Herrschaft ein Ende machte. Die jungen Mönche hingegen empfingen ihn mit Jubel als ihren Messias, welcher die Fesseln des Zwanges zersprengte, und sie der Menschengesellschaft wieder schenkte.

In Wien bestehen gegenwärtig noch 23 Mönchsklöster, welche nun mit der Seelsorge beschäftiget sind, jene Individuen nämlich, die man nach vorgenommener Prüfung dazu tauglich befunden hat. Auch ist beynahe allenthalben der Pfarrer selbst ein Weltpriester, und hat die Mönche des nahen Klosters nur als Gehilfen in seinem Amte.

Ein paar Klöster haben aus besondern Ursachen auf einige Zeit Erlaubniß erhalten, Kandidaten aufzunehmen; aber sie fanden nicht einen einzigen, der sich dazu bereden ließ. Dieß ist ein merkwürdiges Beyspiel von dem Umschwung der Denkart in der heutigen Welt....

Auch die noch bestehenden Mönche haben viele Ausnahmen von ihrer vorigen sclavischen Lebensart erhalten: sie singen keinen Chor mehr; sie sind in ihrer Fasten dispensirt, sie tragen Schuhe, Strümpfe und Unterkleider; sie dürfen mehr in Gesellschaft gehen, und wenn sie auf dem Lande als Kapläne angestellt sind, ihren Ordenshabit ganz ablegen; die jungen besuchen die Kollegien auf der Universität, wo sie statt dem scholastischen Wust ihrer Ordenspatronen, gesunde Nahrung für ihren Kopf erhalten. Indessen sehnen sich alle noch hier in Klöstern Lebende feurig nach einer gänzlichen Auflösung.

Da es so selten geschieht, daß ein Mönch etwas für die Litteratur Wichtiges, und für die Welt Gedeihliches ausbrütet: so kann ich nicht umhin, eines hiesigen Franziskaners zu erwähnen, der durch eine wichtige gelehrte Unternehmung die Verdienste seiner Mitbrüder weit zurück läßt. Er heißt Stulli und arbeitet an einem allgemeinen Wörterbuch der Slavischen Sprachen, das für den österreichischen Staat von wichtigem Nutzen ist, da wenigstens ein Drittheil seiner Unterthanen noch in verschiedenen slavischen Mundarten spricht. Der Verfasser wird durch eine Pension unterstüzt, und jezt ist ihm auf sein Verlangen ein anderer Franziskaner Nahmens Lanassovich als Gehilfe, ebenfalls mit einer Pension zugegeben worden.

XLVI.

Agenten.

Wie sich die großen Höfe Europens beständige Bothschafter, Gesandte, Geschäftsträger rc. in Wien aufstellen: so halten sich die kleinern Reichsfürsten, die Reichs-

städte, Reichsprälaten, Reichsgrafen ꝛc. ihre Agenten hier. Das nämliche thut auch der inländische Adel, die Städte, Stifte, Bischöfe; ja selbst die in der Hauptstadt beständig wohnenden Großen.

Die Agenten theilen sich in zwey Classen: sie sind Reichs-Agenten oder Hof-Agenten. Die Reichs-Agenten besorgen die Geschäfte ihrer Parteyen, welche vor dem Reichshofrath müssen geschlichtet werden. Die Hof-Agenten besorgen bey Hofe, das heißt, bey den inländischen Hofstellen, die Angelegenheiten ihrer Committenten. Die letztern theilen sich wieder in mehrere Zweige: z. B. in Oesterreichisch-Böhmische Hof-Agenten, Ungarisch-Siebenbürgische Hof-Agenten, Niederländische, Lombardische Hof-Agenten. Einige sind Universal-Agenten, nämlich für die Hofstellen aller Provinzen.

Wenn das alte bekannte Sprichwort wahr ist, daß die Gesandten die privilegirten Ausspäher an den fremden Höfen seyen: so gilt dieses auch von den Agenten, besonders von den Reichs-Agenten. Es macht eine ihrer Hauptbeschäftigungen aus, alle Wochen, oder wohl gar alle Posttage fleißig an ihre Prinzipale zu schreiben, die geschriebenen Zeitungen hinaus zu schicken, und noch alles das mit zu berichten, was der privilegirte Horcher von der Chronik des Hofes, der Stadt, der merkwürdigen Familien, Häuser, Personen, Vorfälle, Gerüchte ꝛc. ꝛc. hat aufhaschen können.

Nebst diesen Rapports-Pflichten ist der eigentliche Beruf der Agenten, die politischen Geschäfte ihrer Klienten zu betreiben. Für die Rechtssachen sind die Advokaten.

Außer den feyerlichen Geschäften in den Rathssälen, sorgen sie auch für die häuslichen Angelegenheiten ihrer

Kommittenten. . . . Das Reichsstädtchen braucht einen Stadtphysikus: es gibt den Auftrag seinem Agenten; der Reichsprälat will sechs Eimer Tokayer: er fordert ihn von seinem Agenten; der Bischof hat seinen Zuckerbäcker verloren, er verschreibt einen andern durch den Agenten. Der Graf sucht einen Hofmeister für seine Kinder, braucht einen Kutscher, eine Garnitur neue Knöpfe, und ein paar englische Stiefel: der Agent muß ihm mit erstem Postwagen alle diese Requisiten in die Provinz spediren. Die Baronesse hat sich mit ihrer Kammerjungfer überworfen, hört von den neuen Hüten à la Cosa rara: und ist mit ihren Schminkbüchsechen zu Rande: das alles ist ein Geschäft für den Agenten; er wohnt in der Hauptstadt, er ist an der Quelle; ein sehr unortographischer Brief bringt ihm Befehl, Kammerjungfer, Hut und Schminke einzuhandeln: in acht Tagen ist alles auf dem Schloß der Baronesse.

Die Herren Agenten befinden sich, soviel man aus ihrer großen Zahl, und aus ihrem Aeußern schließen kann, bey ihrem Berufe ganz wohl. Es sind welche darunter, die wahrhaft auf dem Fuß der großen Welt leben: sie erwerben sich jährlich 9 bis 10000 Fl., halten Equipagen, Tafeln, Gesellschaften, Conzerte ꝛc. haben ihre Secretäre, und noch obendrein ein halbduzend Federfuchser, die unter dem Nahmen der Kanzellisten, Praktikanten, Copisten, in ihren Schreibstuben tagwerken, und das Mechanische der Geschäfte aus dem Wege räumen helfen. . . . Da die Hochgebornen Männer und Weiber nicht selten auch Geld-Anleihen durch ihre Agenten negociren lassen, so verschafft dieß eine neue Quelle, den Lohn ihres betriebsamen Eifers durch brüderliches

Verständniß mit den Wucherern und Geldjuden, durch Nebenzuflüsse zu vermehren.

Es gibt noch eine Gattung dieser Männer, welche man Kriegs-Agenten nennt. Sie sind die bestellten Geschäftsträger der Regimenter in den Provinzen, und der militärischen Personen. Sie bringen die Anliegenheit und Ansuchen derselben vor den Hofkriegsrath; und da die gegenwärtige Oekonomie der Armee so eingerichtet ist, daß man auch um Kleinigkeiten immer beym Hofkriegsrath selbst ansuchen muß: so fehlt es auch diesen Herren nicht an Beschäftigung. . . . Will eine zärtliche Mama ihrem lieben Söhnchen, dem Kadetten, der in Siebenbürgen, in der Lombardie oder in den Niederlanden im Quartier liegt, einige Mutterpfennige zuschicken, so wendet sie sich an einen Kriegsagenten, welcher die Sache hier in Ordnung bringt, daß die Summe dem harrenden Helden an der Gränze bezahlt wird.

XLVII.

Buchdruckereyen.

Oft nur gehüllt in Blätter, Bast und Rinde,
  Oft auch geäzt in Holz, und Wachs und Bley,
Ward doch die Weisheit bald ein Spiel der Winde,
  Und bald ein Spiel der Menschentyranney.
Ein Deutscher war der schönsten Kunst Erfinder,
  Die für die Weisheit je ein Geist ersann. *)

Noch vor etwan vierzig Jahren hatten die Jesuiten

---

*) Die Buchdruckerkunst. Von Blumauer.

ganz allein die Apotheken und Buchdruckereyen in Wien. Sie erzielten dadurch einen doppelten Vortheil: nebstdem, daß ihnen diese Anstalten wichtige Summen Geldes eintrugen, waren sie auch unumschränkte Herren, nur das zu drucken, was sie wollten; folglich nichts unter die Presse kommen zu lassen, was dem Geist ihres Ordens zuwider war.

Allmählig änderte sich auch dieses. Es thaten sich Leute hervor, welche Industrie genug hatten, eigene Buchdruckereyen zu errichten. Was ehedem Monopol eines Ordens gewesen war, kam nun ganz aus dessen Händen.

Indessen waren die Buchdruckereyen noch schlecht genug bestellt. Der Buchhandel war unbeträchtlich, und meist passiv. Im Lande wurde außer Gebethbüchern, Schulbüchern, einigem ascetischen Wust, Patenten, und Zeitungsblättern, wenig gedruckt. Dabey hatte man schlechtes Papier, eckigte, unförmliche, halbgothische Lettern, und verdorbene gelblichte Druckerfarbe. . . . . Trattner, Kurzbek, und Ghelen, waren bekannte Buchdrucker.

Als im Jahr 1781 die allgemeine Broschürenschreiberey anfing, zog sie auch die Errichtung mehrerer Buchdruckereyen nach sich. Die wenigen damahligen typographischen Geburtsstühle konnten alle die lieben Kindlein nicht zu Tage fördern, von denen das Heer der schaalen Scribler täglich und stündlich entbunden ward: also mußten diese Maschinen vermehrt werden, wozu sich auch unverzüglich Unternehmer fanden, weil es für jenen Zeitpunct ein sehr beschäftigtes und einträgliches Gewerbe war. So entstanden die zwanzig

Druckereyen, welche gegenwärtig in Wien sind, und ungefähr 118 Pressen in Bewegung setzen.

Trattner hat allein 31 Pressen, und nebst den gewöhnlichen, Türkische Schriften. Er druckt viele Schulbücher, Kalender, und die Patente des Hofes. Kurzbek hat 15 Pressen: er druckt orientalische und illyrische Bücher. Baumeister druckt viel Neu- und Altgriechisches. Gay druckt Französisch. Schmied, Wappler, und Weimar drucken unter den übrigen am meisten und beßten.

Noch fehlt es vielen Wienerschen Druckereyen sehr an Schönheit, Genauigkeit, Ordnung und Nettigkeit. Die wenigsten halten sich eigene Correctoren, und die meisten, welche sich mit dieser Arbeit abgeben, sind ihr nicht vollkommen gewachsen, wie man die leidigen Beweise mit hundert Druckfehlern belegt, täglich vor Augen hat. Ein anderes sehr großes Gebrechen der hiesigen Druckereyen ist die Unordentlichkeit, und Nachlässigkeit der meisten Setzer und Druckergesellen. Die erstern corrigiren sehr ungern einen Bogen öfter als einmahl, lassen oft gezeichnete Fehler aus blosser Faulheit stehen, oder machen bey der Verbesserung des Einen zwey neue hinein. Hat der Drucker die Form einmahl in der Presse, so druckt er darauf los, ohne sich viel anders zu bekümmern, als mit dem Bogen bald fertig zu seyn. Manche verschleudern ganze Hände voll Lettern auf die nachlässigste Weise. Nicht selten wird von Gesellen und Jungen in den Kästen geplündert; ja man hat Beyspiele aus bekannten Druckereyen, daß schon ganze stehende Formen sind gestohlen worden, und dieß selbst während dem Drucke, so daß nach geendigtem Schöndruck die Form zum Wiederdruck gar nicht mehr zu finden war, und wieder neu mußt

gesetzt werden. Ist der Druckerherr etwas genau und scharf mit seinen Leuten, so laufen sie ihm augenblicklich aus der Werkstätte, weil sie wissen, daß sie ungesäumt wieder bey einem andern Arbeit finden. Dieser Unfug, und die daraus entstehenden Unordnungen beym Bücherdruck werden so lange dauern, als sich nicht alle Buchdrucker, oder doch die Ansehnlichern darunter zusammen einverstehen, keinen Gesellen in ihre Werkstätte zu nehmen, der Lüderlichkeit und Nachlässigkeit halber von einem andern entlassen worden oder selbst weggelaufen ist.

Die alten unförmlichen Lettern fangen allmählig an, aus den meisten Druckereyen zu verschwinden. Kurzbek hat sich neuerlich schöne lateinische Alphabete, nach Didot's Form, angeschafft; und Mannsfeld liefert in mehrere Druckereyen deutsche und lateinische Lettern, die mit den schönsten ausländischen wetteifern.

Wenn man Papier und Farbe in eben dem Maße verbessern wollte, wie die Lettern; so würde der Wienerdruck in kurzer Zeit neben jedem andern mit Ehre sich zeigen dürfen.

XLVIII.

Buchhandel.

Die ehemaligen strengen, und mit lästigen Formalitäten begleiteten Zensurgesetze drückten den hiesigen Buchhandel sehr stark. Es kostete ermüdende Weitläufigkeiten, ein nur von weitem verdächtiges Buch in das Land zu bringen, und einem Privatmann in seine Sammlung zu schaffen. Dieß schreckte Buchhändler und Leser ab.

Seit der jetzigen Regierung hat sich die Sache um vieles geändert. Die Broschürenschreiberey brachte eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit in den kleinen Lokal-Buchhandel. Diese Aufwallung war aber nur ephemerisch, und hat nun größtentheils wieder ihr Ende. Indessen ward auch der eigentliche Buchhandel etwas thätiger und ausgebreiteter, weil die Lese- und Schreib- Freyheit weitere Gränzen bekam.

Die bekannteren Buchhandlungen führen Rudolph Gräffer und Compagnie, Krauß, Kurzbek, Wappler, Stahel, Hörling, Mößle. Sie tauschen auf dem allgemeinen Bücherumschlag zu Leipzig, mit den norddeutschen Buchhändlern, und verlegen selbst Bücher aus allen Fächern. Trattner handelt meist im Lande und in die Provinzen mit selbstgedruckten Sachen mancherley Art. Hartl war in der allgemeinen Schreibepoche der gesuchteste Broschürenvater, und verlegt nun dauerhaftere Waare. Wucherer hat sich durch den Druck der kühnsten Blätter gegen den Monarchen, die Regierung 2c. bekannt gemacht. Gay handelt bloß mit französischen Büchern.

Außer den ordentlichen Buchhändlern gibt es auch sogenannte Bücher-Antiquare, welche mit gebundenen, alten, und seltnen Büchern Handel treiben. Der wichtigste unter denselben ist August Gräffer, der ein stets wohl versehenes Magazin hat, und auch mit neuen französischen, 2c. Büchern handelt. Neben ihm sind noch Klopstok (ein Bruder des Dichters), Binz, Wallishausser, Weiß, Grund und einige Buchbinder, welche dieses Gewerbe treiben.

Es wäre hier wohl der Ort, etwas über die Kniffe und Pfiffe zu sagen, welche die niederdeutschen Buch-

händler, Journalisten, Rezensenten ꝛc. treiben, um den oberdeutschen Buchhandel und das ganze Litteraturwesen unserer Gegenden zu unterdrücken, und zu verschreyen. Es ist aber nicht der Mühe werth, diesen schmutzigen Fleck recht in das Licht zu setzen. Der ganze Spuk wird um einiger tausend Thaler willen getrieben, welche die Sachsen und Brandenburger bisher alljährlich auf der Leipziger Ostermesse aus Oberdeutschland erhoben haben und noch ferner einzustreichen trachten. Sie hatten bis auf die neuesten Zeiten beynahe ein unumschränktes Monopol mit Büchern. Noch vor zwölf Jahren war das Verhältniß der oberdeutschen Artikel in den Leipziger Katalogen gegen die Niederdeutschen wie 1 zu 36, ein paar medizinische Bücher nähmlich, und etwann ein historisches oder diplomatisches Werk. Seit einigen Jahren aber, da man in Oberdeutschland etwas freyer denkt, reiner schreibt, und im Fache der Litteratur ebenfalls arbeitsamer wird; da man die Machtsprüche der Niederdeutschen Journalisten und Rezensenten nicht mehr so mächtig anstaunt und tief verehrt, die großen Theils schaalen Leipziger Produkte nicht mehr so Zentnerweise abnimmt, und auch ansehnliche Ladungen unserer Schriften ihnen zuführt: seitdem ist es erklärte Fehde. Sie setzen weniger Bücher ab, und nehmen auch weniger baar Geld ein. Dieß ist allerdings ein empfindlicher Stoß; aber die Schritte, welche sie thun, um diesen Gang der Sachen zu hemmen, und, wo möglich, wieder umzuwenden, sind auch gar zu gehäßig, und auffallend. Freylich muß es schmerzen, diktatorisches Ansehen, und besonders Geld zu verlieren, aber ich kann doch alle Verleger, Schriftsteller Journalisten und Rezensenten mit der gewissen Versicherung trösten, daß ihr Buchhandel immer einiges Ge-

wicht über den unserigen behalten wird, weil unsere Landesbeschaffenheit, unsere gesellschaftliche Verfassung, die Lebensart und Bequemlichkeit unserer Schriftsteller und Buchhändler, sie nie zu jenem Grad von Arbeitsamkeit und Thätigkeit gelangen läßt, wie die niederdeutschen.

Ihre Meßbilanz wird vielleicht jährlich um ein paar tausend Thaler sinken; aber dieß verdient ja nicht, sich so gar wüthend darüber zu geberden. Das einsichtsvolle Publicum fängt bereits an, darüber zu lachen.

XLIX.

Kunsthandlungen.

Sie verkaufen Kupferstiche, kleine Gemählde, Landkarten, Plane, Musikalien, einige auch Farbentusche, optische und mathematische Instrumente.

Die bekannteste dieser Handlungen ist bey Artaria und Compagnie, auf dem Kohlmarkt. Dieser sehr industriöse Mann und Kenner hat ein kostbares Magazin von den auserlesensten Kupferstichen aus allen Ländern, die er stets ganz neu und schnell kommen läßt. Vorzüglich findet man bey ihm einen herrlichen Vorrath von den schönen kolorirten englischen Blättern, von den Karikaturen und satyrischen Kupferstichen, welche in London unaufhörlich zum Vorschein kommen, und dem ernsthaftesten Mann eine heilsame Zwerchfells-Erschütterung abnöthigen. . . . Ausser den fremden Kunstproducten hat Artaria auch aus der kaiserlichen Gallerie manch kostbares Stück auf seine Kosten in Kupfer stechen lassen, und gibt von Zeit zu Zeit schöne Sachen, in eigenem Verlage, heraus. Man findet bey ihm eine

Sammlung von Aussichten in und vor der Stadt Wien, ihren vornehmsten Plätzen, Spaziergängen ꝛc. auch von den sehenswürdigen Theilen des Schloßes und Gartens zu Schönbrunn, welche alle sehr getreu abgebildet, und schön gestochen sind. Diese Sammlung besteht bereits aus 47 Stücken, und kann besonders Ausländern eine nützliche und angenehme Uebersicht von Wien verschaffen.

Die übrigen Kunsthändler sind Stökl, Frister, Hohenleitner, welche zwar keine so gar reichhaltigen Magazine haben, wie Artaria, aber doch schöne Sachen feil biethen.

Es wäre unbillig, unter den Kunsthändlern eines Mannes nicht zu erwähnen, den die ganze Wiener-Welt so gut kennt, und vor dessen Laden den ganzen Tag über viele hunderte stehen bleiben, um seine ausgehangenen Stücke anzugaffen. Dieser Mann ist Löschenkohl. Wie es an gewissen Orten Gelegenheitsdichter gibt, so möchte ich Löschenkohl den Gelegenheitsmahler von Wien nennen. Es ereignet sich kein merkwürdiger Auftritt in dieser Hauptstadt; oder auch in andern Ländern, den man nicht einige Tage nachher in einem bunten Gemählde vorgestellt an seinem Laden hängen sieht. Theresiens letzte Stunde war eines der ersten seiner bekanntern Stücke, von dem er 7000 Abdrücke — zu 2 Fl. — verkaufte. Seitdem hat er jeden wichtigen Auftritt in der Welt benutzt. Die Ankunft der Rußischen Herrschaften; die Ankunft des Papstes; die Marokanische Gesandschaft; die Eröffnung der Chirurgischen Akademie; die Luftbälle; der Tod des Königs von Preußen; die englischen Wettrennen; der Emser-Kongreß; die Vermählung des Erzherzogs Franz ꝛc. ꝛc. ꝛc. alles

gab seinem fruchtbaren Pinsel Stoff zu neuen Vorstellungen, auf populare Manier ausgeführt. Gegenwärtig ist der Türkenkrieg vollends eine unerschöpfliche Quelle für seinen Bildnergeist.

Löschenkohl ist aus dem Herzogthum Berg, und war ehedem Goldarbeiter. Daß er Spekulationsgeist und Industrie habe, kann ihm Niemand absprechen. Gibt es in der großen Welt nicht neue Auftritte genug, so macht er Carikaturen, aus dem bürgerlichen Leben genommen. Nebst dem verfertigt er Silhouetten, Miniaturporträte, Kupferporträte, Kalender mit mancherley Bildern und Vorstellungen; und ganz neuerlich hat er eine Fächerfabrik, eine Dosenfabrik, und eine Knopffabrik angelegt. Aus dem allen ergibt sich, daß er Zeit, Umstände, und Moden, sehr wohl zu benutzen weiß.

L.

Lichtensteinische Gallerie.

Wenn ein reichbegüterter Großer seine Schätze zu edeln Endzwecken verwendet, wenn er großmüthig denkt und handelt, wenn er Talente und Künste unterstützt, wenn er den Patrioten macht, wenn er die Pflichten der Menschenliebe erfüllt; kurz, wenn er sein Geld auf eine würdige Art ausgibt, so beneidet ihn niemand darum, vielmehr segnet man seinen Reichthum. Einige Fürsten aus dem Hause Lichtenstein haben ihre großen Glücksgüter edel benutzt: unter die Denkmahle dieser Verwendung gehört auch die Gemählde-Sammlung. Sie befindet sich in dem prächtigen Majoratshause in der Schenkenstraße.

Eine solche Gallerie zu beschreiben, ist meine Sache

nicht. Genug, sie ist äußerst kostbar, und jeder Fremde, welcher die Kunst zu schätzen weiß, muß ja nicht aus Wien gehen, ohne sie gesehen zu haben. Der Abbate Cuchini hat die Aufsicht darüber, auch ist ein eigener Katalog davon gedruckt.

Der jetzt regierende Fürst, welcher selbst Kenner, folglich auch Schätzer der Kunst ist, begnügt sich nicht bloß damit, diesen von seinen Ahnen ihm hinterlassenen Schatz würdig zu erhalten; sondern vermehrt ihn unabläßig mit neuen schätzbaren Stücken. Ueberdieß hat er eine Sammlung von Kupferstichen angelegt, wozu der von dem Reichsreferendarius Gundel hinterlassene und von dem Fürsten erkaufte sehr zahlreiche Vorrath den Grund legte, und die der Fürst nun täglich mehret.

LI.

Kalender.

Die Akademie der Wissenschaften in Berlin besteht von dem Gelde, welches sie aus dem Kalender-Monopolium zieht. Wollte man aus eben diesem Fond eine Gelehrten-Akademie in Wien errichten, so würde sie hinlängliche Einkünfte von dieser Quelle schöpfen. Schon vor einigen Jahren, als diese Sache einmahl zur Sprache kam, hatte sich jemand angebothen, der für den Kalender-Pacht jährlich 90000 Fl. zahlen wollte. Man kann wohl annehmen, daß im ganzen Oesterreichischen Staat jährlich fünf Millionen Almanachs, von allen Gattungen, verbraucht werden.

In Wien erscheinen diese ephemerischen Dingerchens gegen Ende jedes Jahrs unter hundert Gestalten. Sie

alle herzunennen, würde eine ordentliche Litaney ausmachen. Ich erwähne nur einiger der bekanntern.

Der Hof-Schematismus steht billig oben an. In diesem Buche des Lebens sind die Günstlinge des Glücks und die Märtyrer des Staats verzeichnet. Von Sr. Majestät an, als gebornen Großmeister aller Ritterorden, bis auf den letzten Ofenheizerjungen, findet ihr hier alles, was von der Gnade des Hofes Rang, Titel, Würden, Bedienung und Besoldung hat. Nebst diesen sind auch die am hiesigen Hofe stehenden Bothschafter, Gesandten und Agenten der auswärtigen Mächte und Fürsten, und die Bothschafter, Gesandten, Geschäftsträger, Konsule ꝛc. des hiesigen Hofes, in den fremden Staaten, eingetragen. Für jemanden, der Geschäfte in Wien hat, ist dieser Kalender beynahe unentbehrlich, weil er darin mit leichter Mühe die Nahmen und Wohnungen aller derjenigen findet, mit denen er unterhandeln muß. Gerold auf dem Dominikanerplatz ist der Verleger desselben, und verkauft ihn für 3 Fl. . . . Wenn man dieses Buch durchblättert, so findet man auf eine überzeugende Weise, aus wie mancherley Nationen der österreichische Staat besteht: die abstechenden Nahmen so vieler Völkerschaften und Sprachen, machen einen auffallenden Eindruck. . . . Man erzählt die Anekdote, daß ein bekanntes parisisches Freudenmädchen jedem, der in ihr Zimmer tratt, um ihre Gunst zu erkaufen, den Almanac Royal oder Hof-Schematismus auf den Tisch legte, und forderte, ihr seinen Nahmen in dem Buch aufzuschlagen. Konnte ihn der Unglückliche nicht zeigen, so wurde er unerhört fortgeschickt. Eine sonderbare Laune! Wenn es der richtigen und bessern Bezahlung wegen war, so wollte ich den Genossinnen jener Pariserinn

rathen, nicht in allen Fällen auf den bloßen Schematismus zu bauen.

Seit einigen Jahren erscheint ein wienerischer Taschenkalender, zum Nutzen und Vergnügen, nach dem Muster der Kalender von Gotha, Göttingen ꝛc. Er enthält 12 Monathskupfer aus einem berühmten Buch, und mancherley lehrreiche und angenehme Aufsätze, worunter alljährlich einige sind, die besonders zur genauern Kenntniß des österreichischen Staats beytragen.

Der Damen-Kalender, ebenfalls ein hiesiges neues Product, in modischem Gewande, das jährlich erscheint, und ein ganz artiges Spielzeu g für junge Schönen ist.

Bey Trattner erscheint seit ein paar Jahren ein Kalender für Geistliche. Es ist zu wünschen, daß er immer fortgesetzt werde, denn er enthält sehr gute Nachrichten aus dem Kirchen- und Religionsfach.

Löschenkohl hat einen sogenannten Nationalkalender verfertigt. Er enthält die Schattenbilder von österreichischen Gelehrten, Künstlern; und sein Theater-Kalender die Bildnisse des sämmtlichen Theaterpersonale.

Hartl's Moden-Kalender und Wucherers Toleranzbothe sind noch unter den bessern. Wie gesagt, der Nahme aller ist Legion. . . . Es gehört mit zur Sitte der hiesigen feinen Welt, daß man seine Bekanntschaften, besonders die weiblichen, zum neuen Jahre mit einem saubern Almanach beschenke.

LII.

Pensionen.

Wer dem Staat dient, muß vom Staat leben: und nicht nur so lange davon leben, als er wirklich dient,

sondern, wenn er in diesem Dienste seine Kräfte erschöpft, wenn er durch einen unverschuldeten Zufall unfähig geworden ist, muß ihm seine Existenz gesichert seyn. Stirbt er nach einer Reihe langer treu durchgearbeiteter Jahre, so hat seine Witwe, so haben seine minderjährigen Kinder gleiche Ansprüche auf eine verhältnißmäßige Unterstützung des Staats, um nicht im Elend zu verschmachten. Wollte man von diesen geheiligten Grundsätzen abgehen, so wäre es ein sehr wirksamer Schritt, ein Volk wieder in die Barbarey zurück zu stürzen.

Was in diesem Fall vom Staat selbst gefordert werden kann, das gilt zum Theil auch von den Großen und Reichen des Staats. Es ist von Seite eines Herrn großmüthige Billigkeit, daß er einem Diener, der ihm Jahre lang mit Treue, Anhänglichkeit, und Aufopferung seiner Jugendkräfte gedient hat, im Alter ein Loos mache, welches ihn vor Dürftigkeit und Elend bewahre.... Es ist für dem Diener ein tröstlicher Gedanke, wenn er ein vor Mangel gesichertes Alter hoffen darf; dieß wird ihn anfeuern, seine Pflichten genau, gutwillig und unverdrossen zu erfüllen. Leute, die im Ueberfluß und in Unabhängigkeit geboren sind, haben selten deutliche Begriffe davon, was es heiße, des andern Diener seyn.

Die Kaiserinn Theresia theilte mit unbegränzter Freygebigkeit Pensionen zu tausenden aus. Der berühmte Kammerbeutel war eine wahrhaft unversiegbare Quelle für alle Dürftige. Indessen, da jedes Ding zwey Seiten hat, so kann man auch die Freygebigkeit übertreiben, welches damahls häufig geschah. Neben vielen würdigen und verdienten Leuten drang sich ein Schwarm von Schmeichlern, Heuchlern, Taugenicht-

sen, rc. zur Spende der mildherzigen Landesmutter, und mißbrauchte die Wohlthätigkeit derselben. Es war eigentlich kein Pensionssystem: wer durch äußere Zeichen der Frömmigkeit sich zu empfehlen, wer sich eine Fürsprecherinn bey Hofe zu erwerben wußte, der konnte auf den Kammerbeutel rechnen.

Durch diese Umstände fand sich der Kaiser beym Antritt seiner Regierung veranlaßt, ein ordentliches und festgesetztes Pensionssystem einzuführen; theils um die vielen Unwürdigen auszuschließen; theils um den Staats- und Hofbedienten eine bleibende Klassification anzuzeigen, auf die sie nach ihren persönlichen Rang- und Dienstjahren zählen könnten.

Unter zehn Jahre Dienstzeit wird keine Pension ertheilt. Mit zehn Jahren erhält der unbrauchbar gewordene Mann den dritten Theil seines Gehalts; mit fünf und zwanzig Jahren die Hälfte; mit dreyßig, zwey Drittheile; mit vierzig den ganzen Gehalt. . . . Für die Witwen und Kinder sind keine Stufenjahre bestimmt, sondern die Pensionen werden ihnen nach dem Rang ihres verstorbenen Gemahls und Vaters zugetheilt. So hat z. B. die Witwe eines Hofraths, die Witwe eines Generals, 600 Fl. Pension. Doch muß eine Witwe um Pension zu erhalten, wenigstens vier Jahre mit ihrem Manne verheirathet gewesen seyn.

Sonderbar! die Professoren bey den Universitäten und andern Lehranstalten, waren ehedem samt ihren Familien von den Pensionen ausgeschlossen. Erst vor kurzem hat sie der Kaiser nach dem System aller übrigen Staatsbeamten zu Pensionen berechtiget. . . . Eben so sind auch die Schauspieler des Nationaltheaters in das Pensionssystem neuerlich eingerückt worden.

Bey der Armee geht es etwas strenger. Die subalternen Offiziers, welche sich verheirathen wollen, müssen entweder ein Capital als Caution für die Pensionen ihrer Wittwen anweisen, oder ihre Frauen müssen Reversalien von sich geben, daß sie auf keine Pension Anspruch machen wollen. . . . Bey dem gegenwärtigen Türkenkrieg hat Se. Majestät hierinn eine Ausnahme gemacht. Um die im Felde stehenden Offiziers über das Schicksal ihrer Weiber und Kinder zu beruhigen, ist im Lager und im ganzen Lande publizirt worden: „daß die Familien aller jener Officiers, welche im Kriege bleiben würden, Pensionen haben sollten, wenn auch schon die Frauen bey ihrer Heirath feyerlich Verzicht darauf gethan haben.“

* * *

Dem Beyspiel des Hofes haben auch die edeln Familien Wiens von jeher gefolgt. Sie versorgten ihre veralteten Diener und derer Familien großmüthig. Bey dem Tode eines vermöglichen Majorat-Herrns, einer Dame ꝛc. wurde gewöhnlich jedermann, der um die Person derselben Dienste zu verrichten gehabt, mit anständiger Pension in Ruhe gesetzt. Diese großmüthigen Belohnungen werden zwar aus bekannten Ursachen allmählig etwas seltner; aber es gibt troz der leichtfertigen Denkart manches jungen Nachwuchses noch Männer von großem Herzen; und wir haben erst vor kurzem zwey sehr erhabene Beyspiele dieser Art gesehen.

LIII.

Schulden = Gefängniß.

Keine mißlichere Sache in Wien, als Geld borgen! sey es nun, daß man es auf Borg nehme, oder gebe. Jedermann, bey dem es nicht die Beschaffenheit seiner Geschäfte unvermeidlich mit sich bringt, Kredit zu machen oder zu geben, soll sich hier besonders nach der bekannten heilsamen Regel einrichten: Setze dich auf den Fuß, daß du weder Geld auslehnest noch zu leihen nehmest.

Ich glaube, daß in Wien jährlich wenigstens eine halbe Million an schuldigen Geldern verloren geht, wenn man nähmlich alles zusammen rechnet, was von den großen öffentlichen Bankerotten an, bis auf die kleinsten Summen unter sogenannten guten Freunden geborgt, nicht wieder zurück bezahlt wird.

Daher ist es auch sehr schwer, baares Geld aufzutreiben, und wird von Jahr zu Jahr schwerer. Ein allgemeines Mißtrauen über diesen Punct hat sich des Publicums bemächtiget; und dieß mit gutem Grunde. Man verliert sein Geld, hat Verdrießlichkeiten und Weitläufigkeiten, und macht sich durch ein ernstliches Zurückfordern diejenigen zu erklärten Feinden, welche sich Brüder und Herzensfreunde nannten, so lange man gutwillig und thöricht genug war, mit offnem Beutel ihren höflichen Forderungen entgegen zu kommen. Viel besser ist es, die mit zehn Complimenten und zehn heiligen Versicherungen der schleunigen und genauen Zurückzahlung begehrte Summe auf das erste Wort rund abzuschlagen. Wenigstens verliert man in diesem Fall

bloß die eigennützige Freundschaft des Schuldenmachers, da im Gegentheil, durch unüberlegte Dienstfertigkeit, gewöhnlich Geld und Freundschaft zugleich verloren sind.

Indessen ist eine mäßige Summe manchmahl das Mittel, sich einen überlästigen Menschen auf die beßte Art vom Halse zu schaffen. Man leihe im Geld, und lasse ihn selbst einen Termin ansetzen, auf den er bezahlen soll. Kaum hat er dieß gethan, und die Summe eingestrichen, so eilt er, lachend über eure Leichtgläubigkeit, aus dem Hause, und läßt sich Jahre lang nicht wieder sehen.

Wer seinen Schuldner durch Zwangmittel zur Bezahlung treiben will, der kann ihn, nach vorhergegangener gerichtlichern Anklage und authentischem Beweise von der Richtigkeit der Schuld, in das Schuldengefängniß im Polizeyhause einsperen lassen. Der Kläger muß dem Eingesperten täglich vier Kreuzer zu seinem Unterhalt geben. Uebrigens ist dieses Gefängniß sehr leidlich, und ziemlich nach Brittischer Art eingerichtet. Es sind gewöhnlich zwey bis drey Gefangene in einem Zimmer; sie haben Betten, Licht, und einige Einrichtung. Sie dürfen — zwey Stunden vormittag und zwey Stunden nachmittag — einander in den verschiedenen Zimmern besuchen, sich mit einander unterhalten Männer und Weiber; dürfen zu eben diesen Stunden von ihren Freunden und Freundinnen aus der Stadt Besuche annehmen, spielen ꝛc. Finden sie einen gutherzigen Mann, der ihnen beym Trakteur des Gefängnißes eine Kost um höheren Preis bedingt, oder ihnen gut gekochte Speisen aus der Stadt in das Polizeyhaus

fendet; der sie mit Wäsche, mit Kleidern ꝛc. versieht: so ist ihnen unverwerth, alles dieses anzunehmen.

Wenn ein solcher Schuldner ein ganzes Jahr lang gesessen hat, ohne Mittel zu finden, seine Gläubiger zu bezahlen, so sind diese verbunden, ihn aus dem Gefängniß zu entlassen. Dafür bleibt ihnen das Recht übrig, in jedem Fall, daß der Verschuldete wieder zu Vermögen kommt, ihre Ausstände von ihm mit Gewalt einzutreiben. Neuerdings einsperren aber dürfen ihn die nähmlichen Gläubiger nicht wieder lassen, weil ein Jahr langes Gefängniß hinreichende Buße scheint. Hat er sich mit seinen Gläubigern verglichen, und macht neuerdings Schulden, so kann man ihn auch wieder in jenen Bußort senden.

LIV.

Der Kasperl.

Dieß ist der Theater-Nahme des Mannes, welchen zu sehen, zu hören, zu bewundern, zu belachen, zu beklatschen, täglich hundert rollende Kutschen, und mehrere hundert schnaubende Fußgänger zum Rothen Thurm hinausjagen, um sich die Grillen des Tages von der Stirne zu scheuchen, und zum frohen Abendmahl Stoff zum Gespräch zu hohlen.

„Ist der Zettel vom Kasperl noch nicht da?“ frägt der Beamte beym Eintritt in die Kanzley. „Wir sehen uns doch draussen, heute haben wir die Cosa Rara!“ — Versteht sich, hört ihr auf der Gasse. . . . „Der hats wieder getrieben, oder, gestern war der Teufel wieder los mit ihm!“ so fangen sich die Gespräche in den Friseurs- und Barbierstuben an. Kurz, es sind keine öffen

liche Oerter, keine Amtsstuben und Versammlungen, in welchen nicht das Gespräch wenigstens des Tags einmahl auf den Kasperl kommt.

Aber, wer ist denn der Kasperl? Dieß ist der Lustigmacher auf dem Marinellischen Theater in der Leopoldstadt. — Fast möcht' ich sagen, ein Original-Genie; der einzige Mann in seiner Art. — Er kennt so den Geschmack des Publicum; weiß mit seinen Geberden, Gesichterschneiden, seinem Stegreifwitz, die Hände der in den Logen anwesenden hohen Adelichen, der auf dem zweyten Parterre versammelten Beamten und Bürger, und des im dritten Stock gepreßten Janhagels, so zu elektrisiren, daß des Klatschens kein Ende ist. Bey seinem Auftritte, und wenn ihr auch nur seine Fußspitze, oder seinen Rücken sehen könnt, wird schon gelacht; er hat den Mund noch nicht geöffnet, und doch stehen schon die Mäuler der Zuschauer offen und harrend auf seinen ersten Spaß. . . . Mit einem Wort, der Entrepreneur Marinelli hat alle Ursache, den Schauspieler la Roche (dieß ist der eigentliche Familien-Nahme des Kasperls) als sein lebendiges Kapital zu betrachten, dessen Zinsen ihm das niedlich erbaute Schauspielhaus und ein hübsches Sümmchen in der Tasche eingetragen haben. Ihm hat er es zu danken, daß er aus dem elenden Theater im Czerninischen Garten in sein auf der Jägerzeil, zum Denkmahl des Wienerschen Geschmacks errichtetes Schauspielhaus übersiedeln konnte; daß er nicht mehr nöthig hat, in den Tagen des Frühlings und Herbstes mit seiner Truppe und dem ganzen Theater-Plunder nach Baden zu ziehen, um dort den Badgästen die Kur gedeihlicher zu machen; daß er selbst nicht mehr die Rolle des ersten Liebhabers herstammeln darf, sondern ge-

mächlich im Lehnstuhle sitzen, Könige und Hausknechte, Prinzessinnen und Stubenmädchen erschaffen kann.

Ich bin gar nicht des Willens, dem gutlaunigen Wiener Publicum aufzumutzen, daß es sich das Zwergfell fleißig durch la Roche Kasperl erschüttern lasse; da ich es sehr gut und passend finde, daß auch die unterste Volksclasse ihre Bühne habe, weil sie von den Stücken des Nationaltheaters entweder nichts, oder sehr wenig versteht, und dasselbe, wenn nicht besonders schöne Verzierungen sein Aug ergötzen, oder Schlachten und Turniere aufgeführt werden, immer unbefriedigt verläßt.... Das alte Sprichwort: Abwechselung behagt *), wird immer, und unter jeder Zone wahr bleiben. Dieß mag auch bey dem besseren Theil unserer Mitbürger für eine Entschuldigung gelten, wenn sie manchmahl die ernstern und schon oft gesehenen Schauspiele des National-Theaters verlassen, und vor das Thor hinaus zum Kasperl gehen, um dort über ein neues Possenspiel zu lachen.... Auf dem zweyten und dritten Platz dieses Theaters werden Bier, Brod und Würste zum Kauf herumgetragen; eine sehr willkommene Bequemlichkeit für das durch Lachen ausgetrocknete und ermüdete Publicum!

Marinelli ist der einzige Entrepreneur, der sich so lange im Wohlstand erhalten wird, als seinen la Roche die Stimme nicht verläßt; so lange als es seinen Theater-Dichtern über Personen handgreiflich zu schimpfen erlaubt seyn wird; und so lange als er wälsche Opern ins Deutsche übersetzen läßt. Er hat einige Schauspieler und Schauspielerinnen, die immer unter die mittlere

*) Varietas delectat.

Classe gehören; er wählt Stücke, die dem Publicum, seinen Schauspielern, und dem Endzweck seiner Bühne angemessen sind; er hat artige Theater-Verzierungen, ein gut besetztes Orchester, und macht seine Truppe auch durch innere Ruhe und gutes Betragen beliebt. Er bezahlt seine Leute richtig, ist gegen manche derselben wohlthätig, und kann also mit Grunde Ordnung und Pünctlichkeit, Fleiß und Anwendung fordern. . . . Er gibt fast jede Woche eine neue Posse, welche der Dramatiker Hensler und Eberl wie aus dem Ermel zu beuteln scheinen. Einige rührende Dramen ausgenommen, hat er es nie gewagt, mit Stücken ernsthaften Inhalts aufzutreten. Er ist so glücklich, daß er selbst bey der fünf und zwanzigsten Vorstellung von manchem Stücke immer sein Haus voll hat. Die Komödien mögen noch hingehen; wie aber das Publicum die beliebte Oper, welche trotz der hundertfältigen Vorstellung für die Wiener noch immer eine Cosa rara bleibt, sich da draussen mag vorkirren lassen; wie Marinelli dieselbe, da er nur einen einzigen Sänger in seiner Truppe hat, aufzuführen wagen konnte, ist mir unbegreiflich, ist für mich eine Cosa rara.

So viel von dem Theater, auf welchem la Roche unter dem Nahmen des Kasperls glänzt. Es sey fern von mir, daß ich diesem Manne alle Verdienste und Talente absprechen sollte. Er hat wirklich zu seiner Rolle Gaben von der Natur: eine wahre komische Pöbelsphysiognomie; Hans Kaspar Lavater, oder der physiognomische Reisende, müßten ihn beym ersten Anblick als den Lustigmacher erkennen. Eine Stimme, die zum Hausknecht, Mandolettikrämer und Nachtwächter gestimmt ist. Seine Gebärden, wenn das zu Uebertriebene vollends

wegbliebe, sind zu der Rolle, die er spielt, immer passend: den schwätzenden Dümmling, den ungeschickten Rekruten, den für seinen Neffen duldenden Oheim, spielt er wirklich mit vieler Natur. Sein Platz wird nicht leicht ersetzt werden. Der kluge Impressar weiß auch dieses, und fängt an, die zu Kasperlischen Rollen von seiner Bühne zu verbannen; und la Roche schickt sich in seine gesetztern Rollen ganz gut. Er kann sich auf den Beyfall des Publicums verlassen, und spielt daher natürlich, weil er mit Zuversicht ohne Furcht und Zwang jedesmahl auftritt. Er thut sich auch auf die Gunst wenigstens der Hälfte des Publicums mit Recht etwas zu Gute. Ich kenne mehrere Leute, welche dieses Theater täglich besuchen.

Wenn der Unternehmer ihm die Einnahme überläßt, ist schon um 3 Uhr kein Platz mehr zu finden. Die Logen werden acht Tage vorher bestellt, und man sieht es fast als eine Pflicht an, dem durch das ganze Jahr so unterhaltenden Manne sein Schärflein darzubringen. La Roche verfertigte meistens für diese Tage selbst Komödien, die für seine Person zwar passend, im ganzen aber höchst elend waren.

In dem andern Halbbogen des Vorstädter Zirkels spielt seit einigen Wochen die Truppe des als Schriftsteller bekannten Herrn Johann Friedl. Er hat sich dieses Sitzes der Thalia im fürstlich Stahrembergischen Freyhause auf der Wieden angenommen, nachdem eine andere Truppe, Schulden halber, aus demselben war vertrieben worden. Diese Bühne wird wegen der Neuheit jetzt fleißig besucht.

Während der Jahrmärkte kommen verschiedene fliegende Truppen, und spielen in mehreren auf den Haupt-

plätzen errichteten hölzernen Hütten, wobey auch immer ein Kasperl oder Lustigmacher die Hauptperson ist. Seht im Vorbeygehen hinein! aber nehmt bevor eine Prise Tabak, damit euch nicht der Gestank der Beleuchtung, des verschütteten Biers, der Knoblauchwürste, und der Dunstkreis des hochansehnlichen Publicums, zu gäh auf die Lunge falle. . . . Könnt ihr bis zum Anfang ausdulden, so seht ihr die possirlichsten Auftritte. Auf den Zettel an der Thüre müßt ihr nicht achten! laßt immer eines unserer ersten Trauerspiele darauf geschrieben seyn. — Daraus wird nichts; denn der Held ist besoffen, die Königinn findet ihren Purpur nicht; und der Meister Schreiner hat die nöthigsten Theater-Verzierungen wieder mit sich fortgenommen. . . . Statt des Trauerspiels bekommt ihr nichts als Schläge zu sehen, und wenn diese vorbey sind, schimpft der Schauspieler auf den Kreuzerplatz; dieser erwiedert die Sticheleyen; und so seht ihr das possirlichste aller Schauspiele, welches von dem Publicum mit den Schauspielern aufgeführt wird. Die gröbsten Schimpfwörter, die unflätigsten Zoten, die Geschichte des Tages aus der Nachbarschaft, würdet ihr hören, wenn euch nicht um eure Kleider und eure Nasen zu bange würde.

LV.

Der Wien = Fluß.

Hat die Stadt ihren Nahmen von diesem Fluß, oder hat der Fluß seinen Nahmen von der Stadt? . . . Einige alte Chroniken sagen, die erste Gründung der Stadt schreibe sich von der Zeit her, da Flavius unter Trajan die römischen Legionen an der Donau commandirte. Er legte hier eine Schanze an, welche nach dem Nahmen ihres Erbauers Flaviana genannt wurde. Aus diesem Wort machte man mit der Zeit den verkürzten Nahmen Viana, und endlich Vienna, die heute noch übliche Benennung unserer Stadt. Wenn es mit dieser Herleitung seine Richtigkeit hat, so muß der Bach seinen Nahmen von der Stadt geerbt haben.

Dem sey, wie ihm wolle. So viel ist gewiß, daß dieses unbändige Flüßchen bisher der Stadt mehr Schaden als Vortheil zugezogen hat. Es kommt aus dem Wienerwalde hervor, geht durch die südlichen Vorstädte, von da heraus über einen Theil der Esplanade, wo es sich gegen Nordost wendet, und zwischen der Stadt und der Weißgärber=Vorstadt in die Donau stürzt.

Die geringen Vortheile, welche es gewährt, bestehen darin, daß ein paar hundert daran wohnende Wäscherinnen sein Wasser benutzen; daß es ein paar Mühlen treibt, und den Fiakern aus jener Gegend zur Pferdeschwemme dient.

Dagegen hat es Schaden, zu hunderttausenden an Werth, schon angerichtet. Bey dem Schmelzen des Schnees; bey den plötzlichen Wolkenbrüchen der heftigen Donnerwetter; bey anhaltenden Regentagen, schwillt

dieser Bach, über den man in trocknen Sommertagen an vielen Stellen zu Fuß schreiten kann, gählings und außerordentlich an; überschwemmt die angränzenden Dörfer und Vorstädte, füllt Keller, untergräbt Häuser, zerreißt Brücken und Stege; und richtet noch mancherley Unheil an.

Es ist zum verwundern, wie langsam oft an gewisse Anstalten gedacht wird, wovon der Nutzen doch so einleuchtend ist, die Ausführung so einfach, und leicht wäre! dieß ist der Fall mit der Wien. Was man schon vor hundert Jahren hätte thun können und sollen, das geschah erst im Jahr 1787. Man grub das Bett dieses Flüßchens auf der Esplanade ordentlich, gerade und regelmäßig aus, und besetzte die Ufer mit Zweigen von Weidenbäumen, die bekanntlich in der Nähe des Wassers schnell aufschießen, und ein fester lebendiger Damm sind, der das Abreissen der Ufer hindert. Bis auf diese Zeit hatte man den Wien-Fluß lediglich seiner eigenen Laune überlassen; sein Bett war voller Krümmungen, voll Sand und Schlamm, daß sein dadurch zum stehen gebrachtes Wasser faul und stinkend ward, die Gegend herum verpestete, und beym plötzlichen Anschwellen von Wassergüssen, durch die Ecken, Krümmungen und Verschlemmungen aufgehalten, an hundert Stellen mit Gewalt anprellte. Dadurch wurden die Gestade abgerissen, und Vorstädte und Esplanade unter Wasser gesetzt.

LVI.

Siegesfeste.

Der Triumph und die Ovation waren die Siegesfeste der Römer. Wir wissen aus dem Livius und anderen Geschichtschreibern ziemlich genau, worin diese Feyerlichkeiten bestanden. Auch über die Siegesfeste der Griechen und anderer alten Völker haben wir Nachrichten. Die Neuern blieben nicht hinter den Alten zurück: Weltumsegler, Reisebeschreiber, Sammler von Beyträgen zur Länder- und Völkerkunde, haben unsere Neugierde über diesen Punct keineswegs unbefriediget gelassen. Wir wissen wie ganz Wilde, halb Wilde, halb gebildete und ganz gebildete Völker ihre Siege feyern: daß einige derselben Einzüge halten, andere bethen und opfern, andere tanzen, und noch andere gar ihre gefangenen Feinde auffressen.

Der Zeitpunct und die Wichtigkeit der Nation bey welcher ich lebe, berechtigen mich eben jetzt vorzüglich, die Siegesfeste der Oesterreicher zu beschreiben.

Kaiser Joseph trat im Jahre 1788 gegen die Osmanen mit einer Kriegsmacht auf, die in Absicht auf Menge, Auserlesenheit, Disciplin, Fertigkeit und Muth der Truppen; auf Vorzüglichkeit und Ueberfluß an Artillerie; auf Güthe und Vorrath aller nur möglichen Kriegsbedürfnisse, in der Geschichte aller Zeiten und Völker, wenig Aehnliches hat. Die beyden Flügel in Kroatien und in der Moldau, nahmen nach einigen glücklichen Gefechten, Dubiza, Novi, und Choczim weg; die Haupt-Armee aber hielt sich, nach der Einnahme von Sabacz nur Vertheidigungsweise, und im ersten Feld-

zug ward den Wienern die Freude nicht, ein Siegesfest zu feyern.

In dem folgenden Jahr wandte sich das Blatt mächtiglich. Nachdem auf der einen Seite Berbir erobert war, erfocht Prinz Koburg auf der anderen am 1. August bey Foczan, einen Sieg über einen Ser-Asker, der schon werth war, daß er öffentlich gefeyert wurde, welches auch geschah. . . . Am 22. September darauf, schlug er bey Martinestie in der Walachey den Groß-Vezir selbst. Am ersten October ritt der Kourier — allemahl ein Officier, Augenzeuge, und Mitkämpfer bey dem erhaltenen Siege — mit der Nachricht davon, in Begleitung von 24 blasenden Postillions, feyerlich in die Stadt ein; und Sonntags darauf ward in der Kirche am Hof Te Deum gesungen, und auf den Wällen wurden 36 Canonen abgefeuert.

Am 12. October früh um 7 Uhr kam, von schnaubenden Rossen gezogen, General Kleebeck an, mit dem Bericht, daß Belgrad erobert sey: und nun hub sich ein Siegesfest an, das drey Tage lang dauerte, und das ich dem Auslande, als Muster von solchen Feyerlichkeiten, schildere; denn

Drey Tage, so wie die,
Erlebten wir noch nie.

Am nämlichen Tag um 12 Uhr ritt Kleebeck als Kourier feyerlich ein. Der Zug ging durch die Vorstadt Wieden nach der Stadt. In den wenigen Stunden seit seiner Ankunft hatte sich Belgrads Fall schon so allgemein verbreitet, daß Gassen und Strassen und die Esplanade von der Vorstadt bis zum Kärntnerthor mit

einer solchen Menge von Menschen bedeckt war, wie vor einigen Jahren bey der Ankunft des Papstes. . . . . Sobald der Zug begann, erschollen tausend Vivat, man schwenkte Hüte und Schnupftücher, leerte und warf hundert Weingläser in die Luft; einige Bürger feuerten ihre Hausböller ab.

Der Zug rückte an. Ein Trupp junger Leute zu Pferde sprengte als Vortrab durch den Staub. Ein Postbeamter in Uniform ritt voraus, hinter ihm vier und zwanzig Postillions mit knallenden Peitschen und schallenden Posthörnern: darauf folgte Kleebeck. Ihn umringte ein Schwarm von Kavaliers zu Pferde; zwey andere Postbeamte schlossen den Zug. Dieser ging durch das Kärntnerthor herein, durch die Kärnthnerstraße, über den Graben, nach der Kriegskanzley, wo der Kourier abstieg, zum Kriegsraths-Präsidenten hinauf ging, seine Depesche förmlich abgab, und dann in die Burg eilte. Der Zug der Postillions ging noch durch die vornehmsten Gassen, und kündigte dem Publicum den freudigen Vorfall an:

Das frohe Posthorn schallet,
  Daß Erd und Himmel hallt,
Und mit den Peitschen knallet
  Frohlockend Jung und Alt,
Und jeder singt damit
  Den Türken dieses Lied:
Verloren hat den Schimmer
  Des Mondes Doppelhorn,
Held Loudon schlugs in Trümmer,
  Und macht in seinem Zorn

Für uns zum Ohrenschmauß
Zwey dutzend Hörner draus.

Schon am nämlichen Abend waren einige Häuser erleuchtet: alle Arbeit wurde bey Seite gesetzt, und alles athmete Freude und Vergnügen.

Am 14. October war großes, feyerliches Te Deum in der Stephanskirche angesagt. Der Kaiser fuhr in Gala, von den Kammerherren, den Großen des Hofes, und den adelichen Leibwachen begleitet, dahin. Alle Fenster und Gassen waren mit Zuschauern angedrängt. Als der Monarch auf den Kohlmarkt kam, klatschten ihm hunderttausend Hände Beyfall, als er auf den Graben hinfuhr, schmetterte ihm das Freudengeklatsch verstärkt entgegen.

Neben der Kirche paradirte ein Cavallerie=Regiment, und ein Bataillon Grenadiers, mit grünen Feldzeichen auf den Mützen, feuerte während des Siegesgesangs eine dreymalige Salve ab. . . . Auf den Wällen rings um die Stadt standen 50 Kanonen, und alle diese donnerten auf jede Salve des Grenadierbataillons, den erfochtenen Sieg über den ganzen Horizont von Wien aus.

Abends war freyer Eintritt in alle Spectakel. Und als die Nacht einbrach, da begann ein Schauspiel, an das ich mich Zeit Lebens mit Vergnügen erinnern werde. Es war eine schöne, heitere, trockne Nacht, und gemäßigte Luft. In Zeit von einer Stunde war ganz Wien beleuchtet, vom ersten Stockwerk bis unter die Dächer. Bey Pallästen, auf den Plätzen, Brunnen, großen Häusern, waren die Bildnisse Laudons und Koburgs, ihre Nahmenszüge, Wappen rc. mancherley Ar=

ten von Trophäen und Inschriften aufgestellt, mit Lampen und Fackeln umstrahlet. In einigen Häusern ließ man Wein und Bier fliessen, in anderen wurde Geld unter das Volk geworfen.

Es wimmeln alle Strassen
Von Menschen ohne Zahl;
Ganz Wien mit allen Gassen
Ist nur ein großer Saal!

Ein allgemeiner Taumel und Jubel hatte sich unaufhaltsam über das ganze Publicum verbreitet. Es war ein ächter Rausch der Freude, nicht ein wilder ungezähmter Rausch; sondern eine warme jovialische Begeisterung. Selbst die wachsame Polizey hatte ihre strenge Mine abgelegt: es war Allen Alles erlaubt, was niemanden Leid und Schaden brachte. Masken in Menge zu Fuß und zu Pferde trabten durch die Gassen und belustigten das Publicum — eine sonst hochverpönte Sache — Es fuhren äußerst wenig Wägen. Man spazierte in einer solchen Helle, solchem Gedränge, Gesumse und Freudengewühl auf dem Steinpflaster herum, wie zu Faschingszeit auf den Redoutensälen.

Um zwölf Uhr Mitternachts zogen die juridischen und medizinischen Schüler von der Universität etwa 900 an der Zahl, mit einer großen piramidalförmigen Trophäe an der Spitze, von dem schön erleuchteten Universitätsgebäude weg, feyerlich auf den Burgplatz vor die Fenster des Kaisers, machten dort eine majestätische Serenade, zogen dann zur Wohnung der Gemahlinn des Feldmarschalls Loudon, beehrten sie ebenfalls mit Mu-

sik, und kehrten nach dem Universitätsplatz zurück, wo sie auseinander gingen.

So dauerte der Jubel die ganze Nacht durch. Noch um sechs Uhr Morgens zogen einige Banden Musikanten durch die volkreichsten Gassen nach Hause.

Und in diesem Gewühl, in diesem Freudentaumel von wenigst zweymahlhunderttausend Menschen geschah nicht das mindeste Unglück, ward keine Ausschweifung begangen, keinen Menschen etwas zu Leide gethan, einige zerbrochene Fenster abgerechnet, welche wie billig, vom Volk eingeworfen wurden, weil sie nicht erleuchtet waren.

Vierzehn Tage später wurde dieses Siegesfest in allen Feldlagern, und in den Hauptstädten der Provinzen ebenfalls mit öffentlichen Jubel gefeyert.

LVII.

Hof-Feste.

Als der Babylonische König Belus seine Tochter verheirathete, und dabey prächtige Feste gab, rief die galante Welt von Babylon aus Einem Munde; „Recht so! die Götter haben deswegen die Könige auf Erden eingesetzt, daß sie fleißig Feste geben; unser Leben ist zu kurz, es auf andere Art zu genießen; die Prozesse, die Kriege, die Zänkereyen der Pfaffen, welche uns die Lebenstage stehlen, sind abscheuliche und vermaledeite Dinge; die Wesenheit der menschlichen Natur besteht im Genuß der Freude, und alles übrige ist Narrentand! *)„

Die Babylonier waren keine Schafsköpfe, wie man

*) Prinzessin von Babylon.

sieht. Kaum könnten die galanten Leute in Paris, Wien und Berlin, gründlicher sprechen. Auch scheinen selbst unsere Könige die Stärke dieses Raisonements zu fühlen, und geben von Zeit zu Zeit ihren geliebten Völkern einen festlichen Schmaus.

In den vorigen Zeiten waren die glänzendsten Feste am Wiener Hof nichts ungewöhnliches: gegenwärtig sind sie etwas seltner. Die letzten Feste, deren sich das Publicum hier noch auf die angenehmste Art erinnert, waren jenes, das Maria Theresia im J. 1770 und jenes, welches der Kaiser im J. 1788 am 6. Januar, gab.

Maria Theresia, die große und gute Mutter machte sich das Vergnügen, beynahe ihre ganze Familie beysammen zu sehen. Der Großherzog war aus Florenz gekommen; der Prinz Carl von Lothringen installirte den Erzherzog Maximilian als Coadjutor zum Großmeisterthum des deutschen Ordens. Die Kaiserinn gab an diesem für ihr mütterliches Herz entzückenden Tag ein großes Fest im Belvedere: es war ein öffentlicher Maskenball mit Beleuchtung und Freytafel. Man hatte an das Belvedere noch eine 400 Schritt lange Gallerie angebaut, die mit 7000 Lichtern erleuchtet war; an der Faßade des Gebäudes brannten 230000 Lampen, und im Inneren des Palastes 18000 Wachskerzen. Die Tafel war mit Speisen für 8000 Menschen versehen. In den Nebenzimmern standen Betten, Doctoren, Chyrurgen, Hebammen rc. in Bereitschaft, im Fall der Noth sogleich Hülfe zu leisten.

Am 6. Januar 1788 ward das Beylager des Erzherzogs Franz durch ein öffentliches Fest gefeyert. Es war freyer Eintritt in alle Spectakel, und eine Redou-

te, zu welcher 4500 Freybillets ausgetheilt wurden. An 12 Tafeln speisten die Damen des hohen Adels, der Staatsbeamten, und der ansehnlichen Bürgerschaft, welche von derjenigen Dame, die bey jeder Tafel die Honneurs machte, eigens geladen wurden. Rings um die Tafel leisteten ihnen ihre Männer und Freunde Gesellschaft. Für das übrige Publicum waren kalte Speisen, Wildpret, Geflügel, Backwerk und Zuckerwerk, Oesterreichische, Ungarische, und Friaulische Weine, nebst den gewöhnlichen Erfrischungen an Limonade, Thee, Koffee, Punsch, rc. in wahren Ueberfluß vorhanden. Es war ein Anblick wie im Schlaraffenland, wenn man in die Speise- und Erfrischungszimmer ging. Viele tausend Bouteillen Wein blinkten an allen Wandflächen; Schnepfen, Fasanen, Kapaunen, und kalekutsche Hähne, Schinken, Zungen, Pasteten und Torten zu hunderten, dampften allenthalben entgegen, auf den Wink war man wie von Geistern bedient. Dazu Musik, Tanz und Weiber! In der That, es war eine Nacht, die ich nicht mit den Bewohnern des Olympus getauscht hätte.

Die Babylonier haben Recht: die Wesenheit unserer Natur besteht im Genuß der Freude!

LVIII.

Höchste oder sogenannte Hofstellen.

Wien ist der politische Himmel über eine Erdfläche von etwas mehr als 10000 Quadrat-Meilen. Von diesem Olymp fließen Sonnenschein und milder Regen, fahren aber auch Stürme und zerschmetternde Donnerkeile über ganze Provinzen aus. Es ist also billig, daß ich die Springfedern hier anführe, welche die ganze

große Staatsmaschine in Bewegung setzen, und in ihrem ordentlichen Gang erhalten. Ich verstehe darunter die höchsten Dikasterien oder sogenannten Hofstellen, welche hier als im Mittelpunct alle beysammen sind.

Der Kaiserliche Reichshofrath und die Reichs-Canzley finden sich hier als an dem Wohnplatz des Oberhaupts des heil. Römischen Reichs deutscher Nation, geben sich auch nur mit Geschäften der Reichsglieder ab.

Die höchsten Stellen zur Verwaltung der erblichen Oesterreichischen Staaten sind:

Die oberste Hof- und Staats-Canzley für die auswärtigen und auch für die Niederländischen und Italiänischen Geschäfte. Der Staatsrath für inländische Geschäfte.

Die vereinigte Böhmisch-Oesterreichische Hofcanzley, Hofkammer, und ministerial Banko-Deputation, welcher, zugetheilet sind:

1. Die Hofkammer im Münz und Bergwesen.
2. Die geistliche Hofcommission.
3. Die Studien und Bücher Censurshofcommission.
4. Die Stiftungs-Hofcommission.
5. Die Domänenhofcommission.
6. Die Steuerregulirungs-Hofcommission.

Die Oberste Justizstelle

Der Hofkriegsrath

Die Hungarisch-Siebenbürgische Hofcanzley

Die Hofrechnungskammer.

Die Nahmen dieser Stellen selbst zeigen schon an, welche die zu denselben gehörigen Geschäfte und Gegenstände seyen. Und die meisten derselben haben wieder einige subordinirte Stellen, wie z. B. Das Mauthamt, das Fiscalamt, das Judicium delegatum militare mixtum, das Schiffamt, das Artilleriefeldzeugamt, die Bancalgefällen-Administration, Die Bergwerksproducten-Verschleißdirection, das Cammeralzahlamt, Militar-Hauptverpflegsamt ꝛc.

Ehemahls hatten bekanntlich die Präsidenten, Räthe, und andere Mitglieder der Hofstellen die sogenannten freyen Hofquartiere in den Häusern der Bürger. Als der Kaiser diese Quartiere aufhob, traff er doch die Anstalt, daß die Chefs der höchsten Stellen stets in den dazu bestimmten Gebäuden freye Wohnung haben, wo es thunlich ist. So wohnt der Staatscanzler Fürst Kaunitz in der Staatscanzley; der oberste Canzler der vereinigten Hofstelle, Graf Kollowrat in der Böhmischen Canzley; der Hofkiegsraths-Präsident, Feldmarschall Hadik, in der Kriegskanzley; der Ungarische Canzler: Graf Palfy, in der Ungarischen Kanzley; der Landmarschall, Graf Pergen, im Landhause. ꝛc. ꝛc.

Diese Einrichtung dient den Chefs zum Nutzen, zur Bequemlichkeit, und zur Sicherheit. Sie wohnen frey, wohnen dicht bey ihrem Canzleypersonale, und haben sichere Plätze für die Urkunden und Acten, die man nun nicht in der Stadt herum zu tragen braucht, um sie stündlich zum Chef und wieder in die Kanzleyen zurück zu bringen.

Es wäre meines Erachtens interessant, die Hofstellen, zum Beyspiel, von 1690, von 1790, und von 1890 gegen einander zu vergleichen: man würde daraus deut-

lich ersehen, ob das politische Triebwerk der Staaten von Zeit zu Zeit verwickelter oder einfacher werde.

LIX.

Fremde.

In der Polizeysprache von Wien versteht man unter den hiesigen Fremden: das Personale von der Reichskanzley und die Reichs-Agenten; alle auswärtige Minister samt ihrem Personale; die Studirenden, welche aus den Provinzen oder aus fremden Ländern sind; den großen Haufen der auswärtigen Handwerksbursche; die Leute aus den Provinzen und umliegenden Oertern, welche des Handels oder anderer Geschäfte wegen sich mehrere oder auch nur einen Tag in der Stadt aufhalten: wirkliche Ausländer, welche wegen Geschäften oder zum Vergnügen hier leben; endlich die Reisenden. Von diesen letzteren Fremden allein rede ich in dem gegenwärtigen Capitel.

Wien ist wie jede andere große Hauptstadt schon seit Jahrhunderten häufig von vornehmen und berühmten Fremden besucht worden. Unter Carl VI. und Theresia zogen die Pracht des Hofes und mancherley politische Absichten solche Leute herbey. Seit der jetzigen Regierung hat sich der Zufluß von Fremden aller Art nicht vermindert, theils weil die Lebensart etwas ungezwungener wurde, theils weil man mit eigenen Augen alle die Veränderungen und den merkwürdigen Umschwung sehen wollte, den die Denkart des Publicums bekommen hatte, seit dem man in der Religion toleranter geworden, seitdem die Lesefreyheit beynahe ganz uneingeschränkt war und die Preßfreyheit auf einen Grad stieg, den

man vor zehn Jahren noch unter die Oesterreichischen Unmöglichkeiten gezählt hätte.

Vorzüglich kamen auch viele Männer aus dem protestantischen Deutschland, welche ehedem, ich weiß nicht warum, viel seltner nach unseren Gegenden reisten. So sah man seit der gegenwärtigen Regierung von bekannten und ansehnlichen Gelehrten manche hier.

Auch Künstler aus allen Fächern, besonders der Mahlerey, Kupferstecherey, Bildhauerey, Musik ꝛc. kommen oft hieher, und verweilen Monathe und Jahre lang.

Bey manchen derselben konnte die Stadt Wien freylich das bekannte Sprüchlein brauchen:

Fremder, wie gefall ich dir?
Fremder, wie gefällst du mir?

Und wenn allen diesen lieben Herren Wien nicht gleich gut gefiel, so müssen sie sich damit trösten, daß auch sie nicht alle gleich gut gefielen. Man kann ein sehr großer und gründlicher Gelehrter seyn, aber deswegen nicht immer eben so große Welt und Menschen-Kenntniß besitzen, nicht das angenehme Talent des gesellschaftlichen Umganges hinreichend in seiner Gewalt haben, welches doch nothwendig ist, wenn der Reisende guten Eingang finden und also mit dem Ort seines Aufenthaltes zufrieden seyn soll.

Unter einer Menge rühmlicher Zeugnisse über die gute Art, mit der die Fremden von jeher in Wien aufgenommen und behandelt wurden, will ich nur die Worte des bekannten Engländers Sherlok anführen. „Wer in Wien gewesen ist, und darüber schmäht, sagt er, der

macht eine Satyre auf sich selbst." Der Ausspruch ist körnigt und nachdrücklich; aber wirklich sprachen bisher fast alle Reisende in gleichem Tone mit Sherlok.

Ueberhaupt habe ich an den meisten Fremden bemerkt, daß es ihnen in den ersten Tagen oder Wochen ihres hiesigen Aufenthalts nicht ganz wohl behagen will. Der eine glaubt, man mache nicht genug aus ihm; ein anderer ist Kleinstädter in seinem ganzen Aeußeren, und kann also nicht rechten Umgang finden; ein dritter hat schon Vorurtheile über katholische Geistesfinsterniß, Intoleranz ꝛc. von aussen mitgebracht, und sieht nun alles bloß von der Schattenseite an; ein vierter kommt mit einer gewissen politischen Stimmung hieher, und findet darum das Meiste schief und verdreht. Ein fünfter erblickt zu viel Luxus, Schwelgerey, Müßigang und Pracht; ein sechster behauptet, daß er eine viel größere Idee von allem gehabt habe, was er hier zu treffen hoffte, aber nun beym wirklichen Anblick der Sache sich herunterstimmen müsse; und was dergleichen wunderliche Grillen mehr sind.

Eben so allgemein habe ich aber auch bemerkt, daß diese spröden Herren immer mehr mit Wien zufrieden zu werden anfangen, je länger sie hier verweilen. Sie finden ein im Grunde gutes, gesellschaftliches Volk — finden, daß es auch hier Leute von Einsicht und Kenntnissen gebe, so sehr ihnen auch einige Journalisten und Reisebeschreiber das Gegentheil versicherten; — finden, daß Thorheit und Laster, genau erwogen, hier auch nicht häufiger sind als sie Verhältnißmäßig selbst im kleinsten Residenzstädtchen jedes anderen Fürsten herrschen; — finden, daß politische Verhältnisse der Höfe der Freundschaft von Privatleuten nicht im Wege stehen; —

finden, daß es eben nicht ganz übel gethan sey, in einem fruchtbaren und gesegneten Lande den Körper eben so gut mit Fasanen und Tokaier zu nähren, als den Geist mit den wissenschaftlichen Meisterstücken unserer deutschen Original Köpfe. — — Und am Ende gefällt es ihnen wohl gar so sehr, daß es ihnen ordentliche Anstrengung kostet, ihren Stab weiter zu setzen. Wie oft haben wir schon den lustigen Auftritt gehabt, daß mancher Fremder ein Vierteljahr lang immer Abschiedsvisiten machte, und immer noch hier blieb; daß mancher anderer nur einige Tage oder Wochen hier zu leben vorhatte, und daß aus diesen Tagen und Wochen bald Monate und Jahre wurden!

Ein paar Männer welche seit kurzem den hierher reisenden Fremden am meisten Schaden gethan haben sind: Sander und H. Friderich Nicolai. Dieser, der vor seinen Nachrichten von Wien ausrief:

Sicelides Musae! paulo majora canamus.

Und der sich vermuthlich viel darauf zu gute that, seinen Landsleuten, und dem protestantischen Deutschland überhaupt

— — Non audita prius —

von Wien und Oesterreich zu erzählen, glaubte in seiner satyrischen Laune vermuthlich nicht, daß er damit seinen reisenden Landsleuten und Glaubensgenossen ungleich mehr Verdruß machen würde, als den gutmüthigen Wienern. Indessen ist dieses doch erfolgt. Seit jener Reisebeschreibung ist man hier, besonders gegen die Fremden aus dem nördlichen Deutschland, kälter,

gleichgültiger, und verschlossener. Wenn sie dieses schmerzt, so mögen sie sich darüber an H. Nicolai wenden.

Die Bürger von Bern haben nach der Erscheinung von Meiners Briefen über die Schweitz einen Bund unter sich gemacht, sagt man, keinen Fremden mehr in die gute Gesellschaft einzulassen, von dem es zu vermuthen wäre, daß er Reisebeschreibungen mache. Wer kann sie darüber tadeln? — Laßt noch einen Saader oder Nicolai hierher kommen, so werden die Wiener eben dieses thun, und mit Recht. Was soll aus dem gesellschaftlichen Umgang werden, wenn jeder literarische Klätscher, um sich seine Reisekosten bezahlen zu machen, Bücher schmiert, worin er zum Dank für freundschaftliche Unterhaltungen und gastfreye Aufnahme in einem fremden Lande, den plauderhaften Spion macht, falsche Anekdoten aufrafft, wahre übertreibt, das häusliche Vertrauen mißbraucht, über halbwahre Facta ins Gelag hinein schwatzt, und über alles Gesehene, Gehörte, und Genossene hämische Spötteleyen und boshaften Tadel ausgießt.

* * *

Bisher war die Rede von ehrlichen Fremden; nun muß ich aber auch noch einer anderen Classe von Reisenden erwähnen. Diese sind die Abenteurer und Glücksritter. Wien ist eben so wenig von denselben frey, als irgend eine andere große Stadt. Zum erstaunen ist es, wie weit dergleichen Kerls die Unverschämtheit manchmahl treiben; und beynahe noch mehr zum Erstaunen ist es, daß die guten Wiener, durch die vielfältigen Prellereyen, Betrug, und Spitzbubenstreiche solcher Leu-

te noch nicht mistrauischer geworden sind. . . . Bringt es ein solcher Windbeutel nur so weit, daß er sich Kutschen und Pferde und einen reich gekleideten Lakaien zusammen filoutirt, dann kann er mit den Wienern machen, was er will. Er nennt sich ungeahndet Baron, Graf, oder Marchese; Kaufleute, Schneider, Juweliers, und Geldmäkler borgen ihm. . . . . Freylich dauert die Posse gewöhnlich nicht über ein Jährchen oder so was. Indessen hat der Glücksritter genossen; macht sich dann aus dem Staube, spottet über die blinden Wiener, und seine Gläubiger, die ihren ehrlicheren Kunden nach und nach das in die Rechnungen bringen, was sie bey solchen Spitzbuben verloren haben; die auf diese Art mittelbar das ganze Publicum in Contribution setzen.

LX.

Gesellschaften.

Er macht ein Haus: — sagt man in Wien von einem Manne, der zu gewissen Zeiten Tafel, Spiel, Conzert, Ball, und Gesellschaften gibt.

Die Gesellschaften gehören hauptsächlich zu dieser Qualifikation. Sie kosten weniger, als Tafeln, Conzerte und Bälle, machen aber doch immer einigen Aufwand; denn um sie mit Anstand geben zu können, muß man eine geräumige, ordentlich meublirte Wohnung, und die nöthigen Domestiken haben, eine gute Beleuchtung halten, und die Gesellschaftsgäste, oder wenigstens die Damen, von Zeit zu Zeit mit einigen Erfrischungen bedienen.

Diese Gesellschaften werden vom höchsten Adel an;

durch alle Classen herunter, bis zum bemittelten Bürger gegeben. Sie fangen gewöhnlich im Winter um sieben, im Sommer um acht Uhr an, und dauern bis gegen zehn Uhr Abends.

In einigen Häusern gibt man sie dreymahl die Woche, in andern zweymahl, einmahl, auch wohl nur alle 14 Tage einmahl; in sehr wenigen alle Tage. Die Unterhaltung dabey ist verschieden. In einigen muß alles spielen; in anderen spielt wer will; in einigen wird Musik gemacht; in anderen getanzt; wieder in anderen vertreibt man den Abend bloß mit freundschaftlichem Gespräche. Man hat auch den Versuch gemacht zu lesen, aber er hat nicht gelungen.

Alle diese Gesellschaften sind, wie billig, gemischt. Es erscheinen Witwen, Frauen und Mädchen dabey, und von Männern aus allen Ständen, Beamte, Geistliche, Gelehrte, Soldaten, Künstler, Bürger ꝛc. — Die Gesellschaften von höheren Adel ausgenommen, wo die Ahnenprobe zum Eintritt nöthig ist.

Ein Liebhaber von psychologischen Erfahrungen hätte bey diesen Abendgesellschaften ein weites und fruchtbares Feld, seine Bemerkungen zu machen, die wohl mehr werth seyn möchten, als manche aus dem bekannten Erfahrungs-Seelen-Magazin.

In einigen Ländern hat man bloß männliche, und wieder bloß weibliche Gesellschaften, hier aber keine dergleichen, und ich glaube, wir haben nicht Ursache den Mangel derselben zu bedauern. Bloße Gesellschaften von Männern möchten hingehen, und können für Leute aus gewissen Classen nützlich werden, wenn sie recht gut gewählt sind; obschon man auch bey diesen die Erfahrung gemacht hat, daß sie gewöhnlich entweder nicht

lange dauern, oder zuletzt meistens in lächerliche Kannegießereyen, trockne Pedantereyen, oder wilde Bachanalien ausarten . . . . Die bloß weiblichen Gesellschaften taugen unwidersprechlich überall gar nichts: denn, wenn es noch gut geht, so wird die liebe Zeit dabey entweder mit elenden, seelenlosen Spielereyen, oder mit der allbeliebten Medisance — dem Element müssiger Weiberherzen — aufgerieben.

Für einen Fremden sind die Gesellschaften eine sehr angenehme und nützliche Aushülfe, nur muß er nicht in solche gerathen, wo man sich bloß mit Spielen abgibt. Er lernt mit einem Mahle viele Leute und ziemlich genau kennen; denn die Wiener sind im gesellschaftlichen Umgang sehr offenherzig. Er muß sich durch einen schon bekannten Mann darin aufführen lassen, hat dann für immer den Zutritt, und wird durch diese Gelegenheit auch in mehrere Häuser eingeführt.

LXI.

Conversation.

Welch ein Abstand zwischen der Conversation in kleinen Landstädten, und der Conversation in einer Hauptstadt! ungefähr wie im Mineralreich zwischen Bley und Quecksilber.

In den kleinen Städten ist man steif, schwerfällig, kleinfügig, pedantisch, linkisch, zeremoniös. Und so lange es in diesem Gleise geht, ist der Kleinstädter doch noch erträglich: man verzeiht ihm seine Schildbürger-Manieren, eben weil er Kleinstädter ist. Aber wenn er den Witzkopf, den geschmeidigen Flattergeist, den liebenswürdigen Schwäzer, den angenehmen Anekdotenkrämer, den überfeinen Gesellschafter machen will;

dann wird er unerträglich . . . . diese Künste versteht und lernt man nur in der Hauptstadt.

Die Conversation in den guten Gesellschaften derselben ist auf den höchsten Grad von Feinheit gebracht. Man muß ein delikates Geistesorgan besitzen, und Jahre lang den Umgang derselben genossen haben, wenn man es wagen will, mit Beyfall dabey aufzutreten. Sie ist ein seltsames Gemische von gründlichen und seichten Ideen, die aber stets in geschmackvoller Einkleidung erscheinen, mit witzigen Einfällen und Scherzen verziert werden. . . . . Man streitet nicht: man bittet um Belehrung. Man behauptet nicht: man vermuthet nur.

Mit welcher Leichtigkeit werden bey einer Tafel, in einem Abendkränzchen die wichtigsten Dinge verhandelt. Während man eine Artischocke abblättert, wird ein ganzes sehr ernsthaftes Lehrgebäude zertrümmert; bey einem Becher Gefrornem ist ein Staatsgeheimniß enträthselt. Ehe eine Austernschüssel herum ist, sind drey Theaterstücke, und zehn neue Schriften abgeurtheilt: und nicht selten besser, als in manchen berühmten Journal.

Wie plötzlich springt man von einem Gegenstand auf den andern! Welch manchfaltigen Stoff berührt man in einer einzigen Stunde! . . . Kaum begreift es sich, durch welchen schnellen Uebergang die Rede von einer neuen Oper auf den Türkenkrieg kommt; wie man zugleich von einem Modehut und von Belgrad, vom Feldmarschall Loudon und vom ewigen Frieden spricht. Der Faden des Gespräches scheint abgerissen, aber ein feiner Beobachter sieht, wie eine Idee die andere erzeugt, und das ganze an einander kettet.

Es mag seltsam scheinen, aber ich habe es mit eigenen Augen gesehen, daß mancher Fremder, sehr gründli-

cher und sehr berühmter Gelehrter in einer Conversation zu Wien schon eine sehr traurige Figur spielte. Er kam mit seinen tief hergehohlten Einsichten, mit seinen abgemessenen Ideengang neben den Weibern und Männern vom feinem Weltton gar nicht zurechte; hinkte so schwerfällig nebenher, rannte mit ausgedroschenen Sentenzen, mit Alltagsbemerkungen, mit schiefen Räsonnements immer so gewaltig an, daß er aus den mitleidsvollen Mienen der Umstehenden endlich bemerkte, er thue besser, ganz zu verstummen. Es ging wie mit Hume in Frankreich. Als dieser einst nach Paris reiste, flog sein gelehrter Ruhm vor ihm her. Ein vornehmes Weib führte ihn mittels eines Soupee in die große Welt ein. Mann glaubte, ein Mann, der eine so schöne Geschichte geschrieben hatte, müßte der liebenswürdigste Gesellschafter seyn. Also wollte ihm jedermann Rede abgewinnen; man elektrisirte ihn von allen Seiten; allein der trockene Gelehrte blieb einsilbig und stumm. Man sah verwundert einander an, zuckte die Achseln, und am folgenden Tag sagte man sich allenthalben ins Ohr: que Monsieur Hume n'étoit qu'une Bête. . . . Eine Bête war nün Mr. Hume wohl keineswegs; aber er verstand die Regeln der Conversation nicht; darum war er der großen Welt ungenießbar.

LXII.

Frohnleichnams-Tag.

Im alten Wien verging keine Woche, ja es waren sogar wenige Tage im Jahr, wo nicht aus den zahlreichen Kirchen, Klöstern und Capellen der Stadt irgend eine mehr oder minder ansehnliche Prozession auszog,

und entweder bloß eine benachbarte Kirche, oder ein nahes Dorf, oder auch einen entfernteren Wahlfartsort besuchte. Wenn sich der Oesterreicher einen guten Tag aufthun wollte, so ging er wahlfahrten: dagegen durfte kein Mensch was einwenden.

Schon unter Maria Theresia wurden die häufigen und weit ausziehenden Prozessionen in großen Truppen eingeschränkt oder verbothen, zum großen Verdruß der Mönche, der Wirthe, der Verliebten, und Faulenzer, welche unendlich mehr dabey verloren als die Heiligen im Himmel. Kaiser Joseph schränkte vollends alle Prozessionen auf den einzigen Frohnleichnamstag ein.

Für einen Fremden, der sich nur kurze Zeit hier aufhält, ist diese Prozession, wenn die Witterung auszugehen erlaubt, allerdings sehenswürdig.

Die bürgerlichen Zünfte und dergleichen Corps ziehn schon sehr frühe aus. Die eigentliche Prozession nimmt erst um neun Uhr ihren Anfang. Sie geht von der Stephanskirche aus, über den Stock-im-Eisen Platz, den Graben, den Kohlmarkt, die Herrengasse, das Strauchgäßchen, über den Hof, den Judenplatz, die Wipplinger Straße, den Hohen Markt, und die Bischofgasse wieder nach der Domkirche zurück. Die vier Evangelien sind 1. bey der Säule am Graben; 2. neben der Michaelerkirche; 3. bey der Säule am Hofe; 4. bey der Säule am Hohenmarkt. Eine Stelle an den Fenstern dieser Gegenden wird an diesem Tag sehr eifrig gesucht.

Der ganze Weg ist mit hölzernen Treppen belegt, von einem Grenadier-Battaillon zu beyden Seiten besetzt, und mit Gras und Blumen bestreut.

Wenn der Kaiser in Wien ist, wird der Aufzug glänzend. Die bürgerliche Artillerie macht den Anfang;

nach ihr kommen die Geistlichen der noch bestehenden Klöster und der sämmtlichen Pfarrkirchen; darauf folgt die ganze Dienerschaft vom Hofe, die Universität, die Domherren, die Kammerherren, die geheimen Räthe, die Ritter des St. Stephansordens, des militarischen Theresienordens und des goldenen Vliesses. Das Venerabile wird von dem Erzbischof getragen. Nach demselben geht der Kaiser, und die hohen Personen vom regierenden Hause, den Schluß machen die Damen. Nebenher zu beyden Seiten die deutsche Garde und die deutsche Nobelgarde zu Fuß; hinter ihnen die ungarische und galizische Nobelgarde zu Pferde, eine Grenadier-Compagnie mit kriegerischer Musik zum Schluß. Während des ganzen Zuges das majestätische Glockengeläute von allen Kirchthürmen, Vokal und Instrumental-Musik ꝛc. Eine dreymahlige General Decharge von einem auf dem Graben postirten Grenadier-Bataillon macht den Beschluß.

Es gibt allerdings noch fromme Seelen, welche an diesem kirchlichen Aufzug Erbauung finden, Hochachtung dafür bezeugen, und mit wahrem Andachtsgefühl und eifrigem Gebeth den Umzug begleiten. Aber wirklich ist dieses zu unseren Zeiten der kleinste Theil. Auf vielen Gesichtern derjenigen, die aus Pflicht oder Wohlstand die Prozession mitmachen, liest man etwas Zerstreuung, Kaltsinn, und dergleichen. Alle Strassen, durch welche die Prozession zieht, sind zwar mit einer drückenden Menge von Menschen angefüllt, aber der größere Theil derselben kommt bloß, um den Hof, die Damen, die Garden ꝛc. zu sehen.

Diese Prozession ist für die ganze Stadt. An dem

darauf folgenden Sonntage feyern alle Pfarren der Vorstädte zugleich die Prozession in ihren Bezirken.

LXIII.

Straf-Gesetze.

Bey den Philosophen ist es eine ausgemachte Regel, daß die Straf-Gesetze oder der Criminal-Codex eines Volkes, ein wesentliches und charakteristisches Datum ist, sowohl die Einsichten und Gemüthsart des Gesetzgebers, als den Grad der Cultur, Sittlichkeit und Verfeinerung der Nation einigermassen zu berechnen.

Unter der vorigen Regierung wurde nach dem Theresianischen Codex gerichtet: dieser ist durch Reisebeschreibungen und andere Schriften, manche Jahre lang in ganz Deutschland genug verschrieeen worden. In der That wurde er von einem derben Pedanten compilirt, dessen Sache es eben nicht war, philosophische Begriffe über öffentliche Moralität, über Grundursachen der Verbrechen, über Endzweck der Strafen, über Grundzüge und Modalitäten des National-Charakters zu besitzen; und Menschen, Leidenschaften und Verhältnisse mit dem gehörigen Scharfblick zu durchschauen: Eigenschaften, die man in unseren Tagen billig von Leuten zu fordern pflegt, die sich des wichtigen Geschäftes annehmen, über Ehre, Vermögen, und Leben ihrer Mitmenschen Gesetze zu entwerfen. . . . Indessen war jener Kodex doch sogar unvollkommen nicht, als man ihn hie und da geschildert hat. Die schwersten Sarkasmen zog er sich dadurch zu, daß er die verschiedenen Arten der Folter so umständlich grausam vorschrieb, und sogar mit nebenstehenden Kupfertafeln beleuchtete, daß er den Vorwurf zu rechtfer-

tigen schien: der Henker müsse bey der Ausarbeitung desselben ein wesentlicher Gehülfe gewesen seyn.

Die Grundzüge jener Gesetzsammlung waren aus der berichtigten alten Karolina genommen, welche — für die rohen, heftigen, tumultuarischen Menschen und Zeiten des sechzehnten Jahrhunderts geschrieben — freylich für die feineren, schlauern, kaltblütigeren Deutschen aus der zweyten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nicht allerdings mehr taugen konnte. Es wurde die Folter zur Erforschung der Wahrheit erlaubt, doch nur selten mit Vorsicht und Schonung zu gebrauchen befohlen. Nebst den geringern entehrenden Strafen, waren Schwert, Strick, glühenden Zangen, Rad ꝛc. zur Strafe und Abschreckung des Lasters festgesetzt. . . . Nach diesem Kodex wurde unter Theresiens Regierung gerichtet: nur daß die Herzensgüte der Monarchinn oft die Schärfe des Gesetzes milderte

Indessen hatte sich aus vielen Gegenden Europens die Idee von Aufhebung der Todesstrafen ausgebreitet. Man wiederhohlte in tausend Schriften; daß ein Hingerichteter zu nichts weiter gut sey; daß hingegen ein zu öffentlichen, harten Arbeiten verdammter Mißethäter dem Staate auch nach seinem bürgerlichen Tode noch nütze, und zugleich ein lebendes, täglich erneuertes Beyspiel darstelle, daß den Uebertreter der Gesetze, den Stöhrer der öffentlichen Sicherheit, den Feind seiner Mitbürger die schwere Hand der Gerechtigkeit packe, und auf immer der Freuden des Lebens beraube.

Als Kaiser Joseph die Regierung antrat, ward zwar der Theresianische Kodex noch beybehalten, aber indessen schon der Plan zu einem neuen Gesetzbuch bearbeitet.

Dieß ist ein sehr natürlicher und heilsamer Gedanke.

Wie Jahre und Jahrhunderte vorüber rücken, so ändern sich die Menschen in Begriffen, Grundsätzen, Sitten, Neigungen, und Leidenschaften: freylich meist nur in den Schattirungen derselben, aber selbst diese Schattirungen werden für den aufmerksamen, weisen Gesetzgeber wichtig. Manche Verbrechen, die noch vor einem Jahrhundert sehr bekannt waren, sind wie verschwunden. Dagegen treffen wir in den heutigen Criminal-Acten Vergehungen, fein ausgesonnene Schurkereyen an, die man in den vorigen rohern Zeiten nicht kannte. Es ist also ein Irrthum, wenn man glaubt, die Gesetze der Alten müßten unverändert auch immer die unserigen bleiben. Der Grundsatz bestätiget sich: daß die Gesetze sich nach den herrschenden Sitten richten müssen. Wenn die Revoluzionen in der Denkart, Verfeinerung und Lebensart der Nationen so auffallend und schnell fortschreiten wie man sie seit dreißig Jahren bemerkt: so wird man für jedes halbe Jahrhundert neue Gesetzbücher erschaffen müssen.

Unterm 13. Januar 1787 erschien also das neue „Allgemeine Gesetz über Verbrechen und derselben Bestrafung.“ Es ist nur sieben Bogen stark, und hat zum Redacteur den Herrn von Kees, Hofrath bey der obersten Justizstelle.

Eine solche Anstalt macht einen wichtigen Gegenstand der Schilderung des heutigen Wien; ich ziehe also einige wesentliche Artikel aus, um sie der Aufmerksamkeit der Ausländer darzustellen.

Der erste Theil handelt von Kriminalverbrechen.

§. 20. Die Todesstrafe soll, außer den Verbrechen bey welchen nach dem Gesetz mit Standrecht verfahren

werden muß, nicht statt finden. In den standrechtlichen Fällen aber ist der Strang zur alleinigen Todesstrafe bestimmt.

§. 21. Die weiteren Kriminalstrafen sind Anschmiedung, Gefängniß mit öffentlicher Arbeit, Gefängniß allein, Stock- Karbatsch- und Ruthenstreiche, und Ausstellung auf der Schandbühne.

§. 22. und 23. Das Gefängniß ist a) langwierig im 2ten Grade, und dann nie unter 30 Jahren, nie über 100. b) langwierig im 1ten Grade, nie unter 15 Jahren, nie über 30. c) anhaltend im 2ten Grade, nie unter 12 Jahren, nie über 15. d) anhaltend im 1. Grade, nie unter 8 Jahren, nie über 12. e) Zeitlich im 2ten Grade, nie unter 5 Jahren, nie über 8. f) Zeitlich im 1ten Grade, nie unter 1 Monath, nie über 5 Jahre.

§. 24. Wo das Gesetz langwieriges Gefängniß im 2ten Grade bestimmt, kann auch die öffentliche Brandmarkung beygefügt werden.

§. 25. Die Anschmiedung besteht darin: der Verbrecher wird in schwerem Gefängniß gehalten, und dermassen enge angekettet, daß ihm nur zur unentbehrlichsten Bewegung des Körpers Raum gelassen wird. Der zur Anschmiedung verurtheilte Verbrecher wird zum öffentlichen Beyspiel alle Jahre mit Streichen gezüchtiget.

§. 26. Die Grade des Gefängnisses sind a) schwerstes, b) hartes, c) gelinderes. Bey allen drey Graden

ist dem Verbrecher eine verhältnißmäßige Arbeit anzuweisen.

§. 27. Beym schwersten Gefängniß ein eiserner Ring um die Mitte des Körpers, schwere Eisen an die Füße, Breter zum Liegen, Wasser und Brod, Unterredung mit Niemand.

§. 28. Hartes Gefängniß, gleich dem Vorigen, nur minder schwere Eisen, zweymahl die Woche 1/2 Pfund Fleisch.

§. 29. Der zu einem solchen Gefängniß Verurtheilte kann vom Tage seiner Verhaftung an kein Testament machen.

§. 30. Gelindes Gefängniß, mit leichten Eisen, bessere Nahrung, aber nur Wasser.

§. 32. Stock-Karbatsch und Ruthenstreiche nicht über 100 auf einmahl.

§. 36. Vom Tage der Verurtheilung an verliert der Kriminalverbrecher den Fruchtgenuß seines Vermögens. Seine Familie zieht daraus anständigen Unterhalt, das übrige fließt während der Strafzeit in den Kriminalfond.

§. 37. Nach geendigter Strafzeit tritt der Verurtheilte in alle Rechte des Eigenthums zurück.

§. 38. Die Entadelung trifft nur die Person des Verbrechers.

§. 42. Die Strafe des Verbrechens der beleidigten Majestät ist gänzliche Einziehung des Vermögens und langwieriges schwerstes Gefängniß im 2ten Grade. Eben so Landesverrath.

§. 53. Bey Aufruhr im höchsten Grade werden die Rädelsführer, nebst gänzlicher Einziehung des Vermögens, mit dem Tode bestraft.

§. 87. Wer die Entweichung eines Kriegsmannes befördert, muß ohne Ausnahme an dessen Stelle Soldat werden, im Fall der Untauglichkeit doppeltes Rekrutengeld bezahlen, oder zeitlichen Arrest und öffentliche Arbeit aushalten.

§. 123. Ein Selbstmörder, der sogleich oder ohne bezeigte Reue stirbt, ist durch den Schinder einzuscharren. §. 124. Geschieht der Selbstmord aus Furcht verdienter Strafe wegen Verbrechen, so wird er an den Galgen geschlagen. §. 125. Ist der Selbstmord versucht aber nicht ausgeführt worden, so wird der Thäter im Gefängniß gehalten, bis er, durch Unterricht überwiesen, Reue und Besserung erwarten läßt.

§. 183. Gegen Verbrechen und Strafbarkeit soll künftig keine Verjährung seyn.

§. 184 Wenn das Verbrechen und die Strafbarkeit durch ausgestandene Strafe oder Begnadigung erloschen ist, so tritt der ehemahlige Verbrecher wieder in alle gemeinschaftliche bürgerliche Rechte.

Zweyter Theil, von politischen Verbrechen und politischen Strafen.

§. 10. Die politischen Strafen sind Züchtigung mit Schlägen, Ausstellung auf der Schandbühne, Arreste, öffentliche Arbeit in Eisen, Abschaffung aus einem bestimmten Orte. Geldstrafe kann nur in dem einzigen Fall verbothenen Spiels verhängt werden.

§. 11. Züchtigung mit Schlägen muß allemahl öffentlich geschehen. Dem Mann können auf einmahl nicht über 50 Haselnußstockstreiche, dem Weib nicht über 30 Karbatschstreiche mit Ochsenzähm oder Ruthen gegeben werden, und diese immer auf die Hinterbacken.

§. 13. Arrest ist strenger oder gelinder. §. 14. Der gelinde kann auch in Hausarrest verwandelt werden.

§. 19. u. f. Unter die politischen Verbrechen gehören Beschädigungen der Menschen durch verfälschte Arzneyen, Fahren, Reiten; Ueberschreitung der Gesundheits-Cordons, Beschleichung der Landstraßen rc. kleinere Diebstähle und Betrügereyen aller Art; falsches Spiel, verbothenes Spiel, falsches Maß und Gewicht; Ueberschreitung der Taxen; Ehebruch; unberechtigte und erzwungene Ehe; Vergehungen der Dienstleute gegen ihre Herren; Verbreitung von Schmähschriften und Schandbildern; unvorsichtige gefährliche Handlungen, wodurch Feuer entstehen, oder sonst Hab und Gut der Mitbürger in Gefahr gerathen könnte; Muthwille auf öffentlicher Straße, durch Belästigung, Beschädigung von Menschen, Kleidern, Gebäuden, Gärten rc. Gotteslästerung, welche als Wahnwitz mit Einsetzung

in das Tollhaus zu bestrafen ist, bis der Gotteslästerer Besserung zeigt; Stöhrung des Gottesdienstes der herrschenden und geduldeten Religion; die Verführung von der christlichen Religion, oder von aller Religion; Unzucht an öffentlichen Oertern; Sodomie und Bestialität; Kuppeley; Gewerb mit eigenem Körper; Handel mit verbothenen Büchern und unzüchtigen Schildereyen; Verkleidung außer der erlaubten Maskenfreyheit; Beytritt zu geheimen Zusammenkünften und Verbrüderungen, welche der Obrigkeit nicht angezeigt werden; Zurückkehr an einen Ort, aus dem man verwiesen worden ist.

* * *

Ich enthalte mich, viele Anmerkungen über ein Gesetzbuch zu machen, das die wirklich schätzbaren Verdienste der Kürze, der Deutlichkeit und Faßlichkeit für jedermann, und manche gute neue Idee hat, auch uns allen ehrwürdig seyn muß, so lange es zur Richtschnur unseres bürgerlichen Lebens vorgeschrieben ist. Am fernsten aber sey von mir, im Ton der Satyre darüber zu sprechen. Nur ein paar Erinnerungen muß ich anführen, welche allgemein von Männern gemacht werden, denen man Einsicht und Eifer für das allgemeine Beste nicht absprechen kann.

Die schrecklichen Strafen der Anschmiedung, des schwersten und harten Gefängnisses, der öffentlichen Arbeit, welche für die gröbsten Verbrechen gewöhnlich im Schiffziehen besteht, sind für das Publicum gleichsam verborgene Strafen, weil es den Angeschmiedeten, den im Kerker Schmachtenden, den Schiffziehenden nicht sieht; da hingegen diese Leute an dem Orte ihrer Bestr..

fung, wo man ihre Verbrechen nicht kennt, nur Gegenstände des Mitleids seyn können. Dieß ist der erste Einwurf.

Ferner behaupten sie, daß die überall und beständig ausgetheilten Stockprügel die Sittlichkeit eines sonst sanften Volkes — wie die Oesterreicher im Ganzen gewiß sind — eben nicht befördern; und daß eine solche Behandlung Sklavensinn, abgestumpftes Gefühl, und Rachegeist verursachen dürfte.

Noch liegt ein Zug im menschlichen Herzen, auf den die Antagonisten der Todesstrafen nicht geachtet zu haben scheinen. Läßt man den todeswürdigen Verbrechern eine nur erträgliche Existenz, so gewöhnen sie sich, durch das Beyspiel der verworfenen Gesellschaft, in welche sie gerathen, nach wenigen Wochen, ja sogar Tagen, so vertraulich daran; zeigen sich mit so vieler Gleichgültigkeit, ja wohl gar Munterkeit, daß es für sie weiter weder Strafe, noch für das Volk Beyspiel ist. Wir haben davon in Wien Beweise von Leuten ehemahligen sehr hohen Ranges erlebt, welche ungesehen allen Glauben übersteigen würden. . . . Peiniget man sie beständig mit auffallender Strenge, so tritt endlich statt des Abscheues Mitleiden in die Seele der Richter sowohl, als des ganzen Publicums.

Eine große Schwierigkeit bey Aufstellung des neuen Allgemeinen Gesetzbuches möchte wohl diese seyn, daß es für alle Erbländer der österreichischen Monarchie bestimmt ist, deren Provinzen doch zur Zeit noch im moralischen Betracht äußerst von einander abstehen, und wovon einige auf den ersten Grad europäischer Cultur und Verfeinerung, andere hingegen noch auf sehr tiefen Stufen derselben stehen. . . . Für die Dame aus Wien, für

den Banquier aus Brüssel und Mayland, für den Rath bey den höchsten Landesstellen, für den Cavalier von 32 Ahnen, sind Ausstellung auf der Schandbühne, Gassenkehren in der Hauptstadt, jahrelanger Arrest mit Wasser und Brod und einem Bret zur Lagerstätte, hundert Prügel, Schiffziehen ꝛc. allerdings Strafen, zehnmahl bitterer als der Tod selbst. Aber was sind eben diese Strafen für den Wallachischen Bauern, für den Slavonischen Ochsentreiber, für den Galizischen Juden, für den Kohlenbrenner aus der Bukowina? . . . Eine Sache, die ihn wenig schreckt, oder die ihm vollends gleichgültig ist, wie wir practische Beweise davon haben.

Um das billige Ebenmaß zwischen Verbrechen und Strafen zu treffen, wie es in dem vor dem Gesetzbuch stehenden Manifest heißt, müßte man es erst dann allgemein einführen, wenn alle Provinzen und Einwohner eines Landes in einem verhältnißmäßigen Ebenmaß von Cultur, Verfeinerung, Aufklärung, Ehrgefühl, Erziehung und Lebensart stehen.

Mir scheint, die letztere Bemerkung verdiente einige Aufmerksamkeit.

LXIV.

Heirathen.

Ein Spanier ging alle Tage in das Theater, schlief aber bald nach Anfang des Stücks auch richtig alle Tage ein. Wenn er nun seine paar Stündchen geschlummert hatte, und durch die Final-Klatscherey wieder aufgeweckt wurde, so fragte er allzeit, je nachdem eine Tragödie oder Komödie war gegeben worden: „Ist schon alles ermordet? oder: Ist schon alles verheirathet?“ Wenn es

hieß: ja, so wußte er, daß das Stück zu Ende sey, und dann ging er.

Es ist unstreitig eine langweilige Einförmigkeit, daß in allen unseren Lustspielen Liebe und ewige Liebe wiedergekäut wird, und sich das Stück durch gerade und krumme Wege immer mit einer Heirath endigen muß. Daß aber dieses ganze Liebeswesen und Ehestandsgeschäft noch obendrein ganz falsch und verkehrt dargestellt wird, ist noch unerträglicher. Das Theater soll der Spiegel des Lebens seyn: wie falsch zeigt er! Wer bloß von den Vorstellungen desselben auf unsere Sitten schließen wollte, der müßte glauben, wir hätten noch den Liebesrost aus den Zeiten der Chevalerie an uns. Alles falsch!

Man nehme das nächste beste Lustspiel zur Hand. Da sind ein paar Liebhaber, ein paar Liebhaberinnen, Väter und Mütter, nebst der übrigen nöthigen Geräthschaft von Onkeln, Tanten, guten Freunden ꝛc. Die Liebhaber kriechen und winden sich, oder toben und schnauben, und bitten und flehen, und weinen und verzweifeln.

— — und werden so mager und blaß
Als fräßen sie Gras!

Die Mägdlein ihrer Seits zieren und sträuben sich bey all diesem Jammer nicht minder grausam und herzbrechend. Die eine erschrickt schon ob dem bloßen Wort Liebe; die andere wird bey dem Wort Heirath über und über roth, wendet das Gesicht weg, spricht vom Klostergehen, vom noch zu jung seyn, von Abneigung gegen den Ehestand; eine dritte hat zwar gegen die ihr vorgeschlagene Parthie nichts Vernünftiges einzuwenden, aber sie will nur nach Liebe, Sympathie und Herzensbedürfniß heirathen; eine vierte sieht nicht auf Jugend, Reichthum, Rang und Schönheit, sondern ihr Zukünftiger

soll bloß ein Mann seyn, der Adel im Herzen und Weisheit im Kopf trägt, der statt eines großen Kapitals eine lange Rechnung ausgeübter Wohlthaten aufweisen kann.

In einem anderen dieser Dinge wären zwar die jungen Leute ganz verstanden und einig; aber da setzt es Schwierigkeiten von Seite der Alten. Die Mamma findet das Fräulein noch zu jung; der Papa will das liebe Töchterlein noch nicht von sich lassen. Man muß Onkeln und Tanten in das Interesse ziehen, daß sie das heilsame Werk befördern helfen. Nach vielen überstandenen Fährlichkeiten glückt es endlich, den alten Herrn in einer guten Stunde in die Klemme zu bringen, daß er nicht wohl mehr ausweichen kann. Halb noch über sich selbst unwillig, und mit einer Art von Anstrengung nimmt er endlich sein süsses Lendensprößlein, und wirft es dem glühenden Liebhaber in die Arme. Nun ist hoher Triumph: es wird zu Füssen gefallen, um den väterlichen Segen gebeten, Onkel und Tanten klatschen den Beyfall dazu, und jezt geschwinde zu Notarius und Pfarrer.

Das soll ein Gemählde unserer Sitten seyn? Falsch! Grundfalsch!

Unsere Großväter, ja, die waren blöde genug, zu glauben, sie müßten Weiber aufsuchen, und sich glücklich schätzen, wenn sie so ein Hausmöbel erhaschten. Wir sind aber endlich klüger geworden. Was ist das Mädchen, das Weib, ohne Mann? Nichts ist es, eine Nulle ist es in der Gesellschaft. Die heutigen Mütter, die reif gewordenen Mädchen sehen dieß auch ein; und so sehr es ihren Stolz kränkt, so willig haben sie doch ihre Taktik geändert. Wie ehemahls die Männer darauf ausgingen, Mädchen zu erhaschen, so treiben jezt die Weiber die Kunst

Männer zu fangen. . . . Man sehe einen jungen Kavalier mit großen Gütern, den reichen Erben eines Wechslers oder Kaufmannes, den Mann in einem einträglichen Amte, welcher noch ledig ist, den vermögenden Bürger! Wie Mütter und Töchter und Witwen um ihn herum flattern, wie man ihn mit Einladungen plagt, zu allen Lustpartbien zieht, an alle Hausergötzlichkeiten schleppt! Wie man sich gegen ihn bloß gibt; wie die Spröden kirre werden, wie die Strengen nachgebend sind; wie man ihm von allen Seiten kuppelt und einschwatzt!

Ist ein Paar einmahl so nahe gekommen, daß man glaubt, es lasse sich im Ernste von der Sache reden: da ist kein Entzücken, kein Schmachten, kein Glühen; sondern die Sache wird mit der größten Kaltblütigkeit und Vorsicht unterhandelt.

Wie viel können sie jährliches Nadelgeld, und wie viel an Witwengehalt geben? frägt man in den oberen Ständen.

Können Sie Kutschen und Pferde halten, und ihre Frau den Sommer über auf das Land geben? frägt man in der zweyten Classe.

Kann ihre Frau ein eigenes Stubenmädchen halten; täglich ins Spectakel gehen, alle Wochen einmahl Gesellschaft und Spiel, und alle Monath eine Tafel geben? frägt man in der dritten Classe.

Dienen Sie schon so lange, daß Ihre Frau Pension hat; wenn Sie etwann bald nach der Hochzeit stürben? frägt man die freyenden Beamten.

Könnt Ihr eure Frau alle Wochen einmahl zum Kasperl, und am Sonntag in den Prater oder über Land führen? frägt man den jungen Bürger.

Fällt die Antwort bejahend aus, und wird sie mit

gültigen Beweisen unterstützt dann wird man der Gnade des heiligen siebenten Sakraments theilhaftig.

Auf diese Art, schließen sich heut zu Tage die Heirathen; und ich ersuche darum die Herren Theater-Dichter, in ihren Stücken künftig der Wahrheit zur Steuer die Sache nach dem Leben zu kopiren.

LXV.

Limonade-Hütten.

Sie sind eine Erfindung der neueren Zeit, wo sich Geschmack und Gewinnsucht immer mehr bestreben, die Vergnügungen der großen Hauptstädte zu vervielfältigen und zu verfeinern.

Die sogenannten Limonadehütten sind Zelten auf offenen Plätzen, welche in den Sommermonathen aufgeschlagen werden, und wo man das Publicum mit Limonade, Mandelmilch, Gefrornem aller Gattungen 2c. bedient. Sie stehen auf dem Neumarkt, Graben, und Hof in der Stadt; auf der Bastey, der kaiserlichen Burg gegenüber, neben dem Kärnerthore, und neben dem Hause des Feldmarschalls Pelegrini. Rings um diese Zelte steht eine Menge von Stühlen. Die schöne Welt kömmt in den warmen Sommernächten schwarmweise zu diesen Erfrischungsplätzen. Man setzt sich in der trauten Dämmerung zusammen, schlürft seinen Becher Gefrornes, scherzt, lacht, tändelt, liebelt, und ruht von der Hitze des Tages, von der Last der Geschäfte: oder von Ermüdungen angenehmerer Art aus. . . .

Das Glas Limonade kostet 7. Kreuzer, das Glas Mandelmilch 10, der Becher Gefrornes zwischen 12 und 30 Kreuzer. Die Gattungen dieser letztern Erfrischung

sind sehr manigfaltig; man macht es aus Pomeranzen, Limonien, Weichseln, Erdbeeren, Ribiseln, Pfirschen, Ananas, Mandeln, aus Vanille, Schokolade ꝛc.

Es ist in der Hitze sehr angenehm zu geniessen, aber man muß es nicht unmäßig nehmen, wenn man sich nicht heftige, auch wohl tödliche Koliken dadurch zuziehen will.

Seit einigen Jahren erhöhen die Unternehmer der Limonadehütten diese Vergnügungen noch dadurch, daß sie harmonische Musiken dabey geben. Man muß gestehen, eine solche Scene ist eine der entzückendsten aus allen, die unser gesellschaftliches Leben versüßen. . . . . . Das laue Säuseln des buhlerischen Sommernacht-Lüftchens rings umher; von oben das sanfte Licht des Mondes, der durch dünne Silberwolken schimmert; einige hundert Menschen im trauten Geflüster, zwanglos, in nachläßiger Sommerkleidung; dazu die melodischen Töne schmeichelnder Instrumente – – – – – Das müßte ein stumpfer Halbmensch seyn, dessen Herz in solchen Augenblicken nicht freudig pochte.

Wenn das Wetter vollkommen günstig ist, dauern diese Lustversammlungen bis gegen Mitternacht.

LXVI.

C a s i n e n.

Eine italiänische Anstalt, auf deutschen Boden verpflanzt. Es sind mehrere in verschiedenen Häusern angelegt. Sind sind ein Mittelding zwischen Wirthshaus, Trakteurhaus und Kaffeehaus, und dienen zur Unterhaltung und Bequemlichkeit für den Adel, für Fremde für Offiziers, Beamte, Negozianten, Doctoren, Geist-

liche, kurz, für jedermann, der Erziehung und Lebensart hat.

Das Casino wird um 8 Uhr Morgens geöffnet, bleibt den ganzen Tag über, und so lange in der Nacht offen, als sich Gesellschaft dort einfindet. Man kann daselbst frühstücken, zu Mittag und zu Nacht an Runder Tafel *) zur gesetzten Stunde und um gesetzten Preis speisen. Zum Zeitvertreib sind Zeitungen, musikalische Instrumente und Musikalien, auch die erlaubten Spiele aller Art vorhanden. In den kälteren Monaten wird von Woche zu Woche Ball darin gegeben.

Wenn es geschlossenen Gesellschaften beliebt, auf ihre eigene Rechnung, Ball, Musik, Pikenik, Spielgesellschaft, Tafel etc. zu geben, so finden sie dazu im Casino, nach vorher gemachter Ankündigung, Zeit, Raum, und die nöthigen Bequemlichkeiten.

LXVII.

Zeughäuser.

Sollte es denn nicht möglich seyn, eine Welt ohne Klöster, ohne Apotheken — und ohne Zeughäuser zu haben? . . . Ich glaube, das wäre keine geringe Wohlthat für die darin wohnenden Menschenkinder; denn in unserer gegenwärtigen beßten aus allen möglichen Welten haben wir in der That nicht wenig Ursache über die Existenz jener drey Dinge zu klagen.

Die Million Soldaten, welche das christliche Europa gegenwärtig fix und fertig auf den Beinen hält, for-

*) Table ronde oder Table d'hôte.

dert natürlich einige Millionen Flinten, Säbel, Bajonetten, Pistolen, Bomben, Kugeln, Kartätschen, und zum Gebrauch dieser letzteren etwan so ein 100000 Kanonen jedes Kalibers: welche angenehme, und wohlthätige Instrumente denn auch zur Freude und Trost unser aller in den großen Zeughäusern der hohen Landesväter von Lisbon bis Petersburg in der schönsten Ordnung und Fertigkeit bereit liegen, um uns in jedem Fall eine entscheidende Antwort zu geben. Darum hat auch, ich weiß nicht welche Majestät, auf ihre Kanonen die schöne Devise gießen lassen: ultima Ratio Regum *)

Bis die Träume der ehrlichen Haut, des Abbtes St. Pierre, zu Stande kommen, darf es auch kein Potentat von der ersten und zweyten Classe wagen, jene ultima Ratio in Verfall gerathen zu lassen, oder gar aufzugeben, wenn er nicht sogleich von allen Seiten angefallen und fein sauber ausgeschält seyn will. Traurig genug, daß die erste Maxime der heutigen Politik ist: Si vis pacem, para bellum **) . . . . Nach Karls des VI. Tode hätte die Vernachlässigung dieses Kernspruchs die Oesterreichische Monarchie beynahe in Trümmer gerissen: desto eifriger hält sie seitdem darauf.

Es sind in Wien zwey Zeughäuser: das Kaiserliche, und das bürgerliche. Dieses letztere steht auf dem Hof. Man läßt es eigentlich nur noch Ehren halber bestehen, weil die Bürger bey der letzten türkischen Belagerung sich so muthig, tapfer und getreu bezeigten. Dafür haben sie auch in diesem ihren Zeughaus den Kopf des

*) Der letzte Bescheid der Könige.

**) Willst du Friede haben, so rüste dich zum Kriege.

Großveziers Kara Mustafa, der die Belagerung commandirte, nach Aufhebung derselben aber strangulirt, in Ofen begraben, von den Christen nach Eroberung dieses Platzes wieder ausgegraben und seines Kopfes beraubt wurde, welchen man dem Cardinal Kolonicz zum Präsent schickte, der ihn in das bürgerliche Zeughaus gab. Nebst diesem sind noch einige andere dergleichen Trophäen darin, die man den Fremden zeigt.

Das kaiserliche Zeughaus befindet sich in der Renngasse, und kann ebenfalls von jedem Fremden besehen werden. Hier sieht es schon ernsthafter aus. Ich beschreibe die von Türken, Franzosen, Preußen ꝛc. eroberten Trophäen nicht: diese Dinge muß man mit eigenen Augen betrachten. . . . Die erste Grundlage zur heutigen Vollkommenheit des kaiserlichen Zeughauses schreibt sich aus den Zeiten des Fürsten Wenzel von Lichtenstein her, welcher vor und in dem siebenjährigen Kriege über das Artilleriewesen die Direction hatte. Dieser große Mann und warme Patriot wandte aus seinem eigenen Vermögen Millionen zum Dienst des Staates auf, und ihn kann man mit Recht den Vater der Oesterreichischen Artillerie nennen. König Friederich selbst schrieb nach der verlornen Schlacht bey Kolin an einen seiner Freunde: „die Oesterreichische Artillerie ist vortrefflich; sie macht Lichtensteinen wahre Ehre." Auch klagt er in seinen hinterlassenen Schriften darüber, daß Fürst Wenzel am ersten die ungeheure Zahl von Kanonen bey den Armeen einführte.

Schrecken ergreift einen beym Anblick dieses Zeughauses und aller der künstlich gräßlichen Werkzeuge, um nöthigen falls Städte und Wälle und Menschen zu zerstören. Dessen ungeachtet kann man sich auch nicht enthal-

ten, laute Bewunderung über eine Anstalt zu bezeigen, welche allen Feinden des Staates die nachdrücklichste Rache droht.

Indessen ist es das Zeughaus nicht allein, welches die Instrumente der Vertheidigung enthält. Die Stadtgräben und Kasematten um Wien liegen voll von Kanonen, Mörsern, Lavetten, Rüstwagen, Kugeln ꝛc. Als man beym Anfang des gegenwärtigen Türkenkrieges diese Magazine öffnete, schien ihr Schlund unerschöpflich zu seyn.

Die wirkliche Ausrüstung der stehenden Armee abgerechnet: zähle man zusammen, was noch an Kriegsvorrath in den Festungen Luxenburg, Antwerpen, Namur, Mons, Ostende, Mailand, Mantua, Kufstein, Grätz, Triest, Karlsstadt, Karlsburg, Munkatsch, Ofen, Olmütz, Brün, Prag, Theresienstadt, Pleß, Königsgrätz, Eger, ꝛc. liegt. Ich glaube, daß die Monarchie gegenwärtig an Kanonen allein 20000 Stücke fertig hat. Wer zählt dann die kleinen Waffen!

LXVIII.

Der Stock im Eisen.

In der Welt der Handwerksbursche sind der Stock im Eisen und der Stephansthurm als die wichtigsten zwey Wahrzeichen von Wien berühmt. Kaum hat der neu angekommene Schloßerjung seinen Bündel auf der Herberg abgelegt; so eilt er auf den Platz, um diesen Stock zu besehen.

Was ist denn der Stock im Eisen? — Es ist ein ungefähr 7 Fuß hoher Baumstamm von mittelmäßiger Dicke, der von oben bis unten so ganz mit eisernen

Nägeln überschlagen ist, daß man von dem Holz gar nichts mehr sieht. Ein eisernes Band befestiget ihn an ein Haus auf dem nach ihm genannten Stock im Eisen = Platz. An dem Band hangt ein großes Schloß. . . . Wie kam er hieher, und warum steht er da? das weiß ich nicht. Die alte Legende erzählte: ein Schloßerjunge habe seinem Meister versprochen, ein Schloß an diesen Stock zu machen, daß kein Meister in der Welt sollte öffnen können, wenn er ihn sogleich frey sprechen würde. Der Meister ging es ein. Nun verschrieb der Lehrbursche seine Seele dem Teufel, der ihm denn das unüberwindliche Schloß machen half, welches der Junge vorlegte, den Schlüssel davon in die Donau warf, frey gesprochen, aber auch gleich darauf vom höllischen Schloßer geholt ward. Seitdem schlug jeder Schloßerjunge, zum Andenken, daß er in Wien gewesen, einen Nagel in diesen Stock. Da dieses jezt nicht mehr möglich ist, so besehen sie ihn doch eine Weile mit aufgesperrtem Maule, und räsoniren kunstmäßig über das höllische Schloß.

Vor Zeiten war noch ein berühmtes Wahrzeichen hier, ein Loch in der Mauer in dem Gange des Minoritenklosters, durch welches der Teufel einen Religionsspötter davon geführt hatte. Die ehrwürdigen Patres vermauerten das Loch oft, aber bey Nacht riß es der Satan immer wieder auf. Vor einigen Jahren befahl man den Minoriten das Kloster zu räumen. Tags darauf ließ die Regierung das Loch vermauern, und der Teufel riß es nicht wieder auf: ein Beweis, daß er die Layen mehr fürchtet als die Mönche.

LXIX.

Inländische Waaren.

Als der Kaiser vor einigen Jahren alle ausländische Waaren verboth, die entweder ganz entbehrlich sind, oder im Lande selbst fabrizirt werden können, da klagten die Schneider, die Kaufleute, und ein großer Theil des Publicums dagegen. Viele behaupteten sogar, es sey nicht möglich, daß der österreichische Staat ohne ausländische Waaren zu rechte komme.

Die Beharrlichkeit Seiner Majestät hat jene Schreier verstummen gemacht, und die Behauptung der anderen practisch widerlegt. Die Kaufleute mußten bey der Publizirung jenes Verbothes alle ihre ausländischen Waaren in ein Depositorium hinterlegen, und da keine neuen mehr nachkommen durften, so ist dieser Vorrath nun bald gänzlich erschöpft.

Ich glaube, um die Oesterreicher von der Nutzbarkeit dieser Anstalt recht augenscheinlich oder handgreiflich zu überzeugen — denn das ist nothwendig, wenn man dieses eigensinnige Völklein von seinen vorgefaßten Meinungen heilen will — wäre das beßte Argument ad Hominem gewesen, aus den Mauthregistern die Summen bekannt zu machen, welche für einige sehr gangbare Waaren-Artikel nach Italien, England, Frankreich, Holland, der Schweiz ꝛc. flossen. Welch eine Wanderung von Millionen würde man da erblickt haben, und diese Wanderung erneuerte sich alle Jahre *). Hat man

*) Es beträgt ungefähr die Summe von 14 Millionen, welche ehemals jährlich mehr aus dem Lande gingen, als seit dem Verboth hinaus gehen.

doch den Menschen das Emigriren verbothen: warum sollte man gegen die Ducaten nachsichtiger seyn!

Gewürze, Apothekerwaaren und Baumwolle abgerechnet, braucht Oesterreich — im Ganzen genommen — eben nicht viele ausländische Producte sehr unentbehrlich. Die Großen des Staates haben dieses schon lange eingesehen. Auch in den früheren Jahren von Theresiens Regierung wurde eine solche Anstalt getroffen. Es entstanden im Lande selbst Fabriken. Unter dem Vorwande, oder aus der mißverstandenen Absicht, eine vortheilhafte Concurrenz und Emulation zwischen den inländischen und ausländischen Waaren hervorzubringen, erlaubte man zu frühe wieder die Einfuhr der fremden Fabrikate. Natürlicher Weise konnten es die neuen österreichischen Fabriken mit den alten ausländischen nicht lange aushalten, sondern verfielen. Gegenwärtig hat man nach dreyßig Jahren dasselbe Project wieder in Ausübung gebracht; es läßt sich aber hoffen, daß man nicht auch eben denselben Fehler neuerdings wiederhohlen werde.

Die Stadt Wien allein zählt über hundert Fabriken und Manufacturen aller Art, wovon die meisten erst seit dem Verboth aller ausländischen Waaren entstanden sind. Freylich warfen sich manche projectvolle Köpfe bey dieser Revolution gar zu hitzig auf die Anlegung der Fabriken, ohne immer die nöthigen Kenntnisse oder den hinlänglichen Nervum rerum gerendarum zu besitzen; und so mußten wohl einige derselben bald wieder verfallen: wozu der durch den gegenwärtigen Krieg verminderte Absatz und erhöhte Preis der Lebensbedürfnisse ebenfalls beytrug. . . . Dieß sind indessen nur die Symptomen der ersten Gährung; und wenn diese vorüber ist,

wird man wohl sehen, was auf dauerhaften Fuß gebaut war oder nicht.

Höchst ungerecht ist das Geschrey einiger Leute, daß die neuen österreichischen Fabrikate nicht alle so vollkommen seyen, wie die französischen und englischen. Diese Herren sollten sich doch nur des sehr bekannten und sehr wahren Sprichwortes errinnern; Rom sey nicht in Einem Tage gebaut worden. . . . Frankreich bekam schon unter Heinrich IV. durch Sülly, noch mehr aber etwas später durch Colbert seine Fabriken, und England bereits viele der seinigen unter der großen Elisabeth. Natürlicher Weise müssen Fabriken, die schon seit Jahrhunderten bestehen, die sich schon seit so lange Arbeiter nachziehen, und schon seit so lange immer auf Verbesserung raffiniren konnten, vollkommnere Machwerke liefern, als ihre Nebenbuhlerinnen, die kaum seit ein paar Jahren im Gange sind. Auch ist jener Vorwurf nicht ganz gegründet: man arbeitet, zum Beyspiel gegenwärtig hier so schön in Stahlwaaren, in Knöpfen, als es immer nur in England geschieht; man verfertiget Dosen, Bänder, Musseline, Düntuch, Galanteriewaaren rc. so gut, als sie ehedem Italien und Frankreich schickten.

Man lasse die österreichischen Fabriken erst nur einmahl ein Viertel Jahrhundert im Gange seyn, und ich glaube, dann wird man demjenigen danken, der die ausländischen Waaren mit Schärfe verbannte, um die inländischen allein zum allgemeinen Bedürfniß zu machen.

LXX.

Verschönerungen.

Könnte Graf Rüdiger Stahrenberg, der 1683 beym Anmarsch des Mahomedanischen Barbarenheeres die Vorstädte Wiens mußte auf den Grund abbrennen lassen; oder könnte selbst Kaiser Franz wieder von dorther zurück kommen

— — unde negant redire quemquam *):

sie würden mit freudigem Erstaunen sehen, wie sehr sich seit ihren Zeiten Wien verschönert hat.

Zu den wesentlichen Verschönerungen der Haupt- und Residenz-Stadt eines mächtigen Staates, gehört ohne Zweifel die Vergrößerung derselben. Seit jener Katastrophe unter Kara Mustafa *) haben sich die zwanzig Vorstädte, welche Wien an der Südseite gleich einem Halbzirkel umkränzen, wie aus dem Nichts erhoben. Im J. 1766 hatten alle Vorstädte zusammen bereits 3190 Häuser, im J. 1783 schon 4084. Seit dem ist die Zahl der Gebäude sowohl in der Stadt als in den Vorstädten noch mehr angewachsen, so daß sich dieselben seit dem Jahre 1766 bis jetzt ungefähr um 1300 Häuser vermehret haben.

Ehedem war die ganze Esplanade ein wüster, wilder Platz, voll Sumpf und Morast, ohne bestimmte Wege weder für die Fußgänger noch für die Fuhrwerke. Kaiser Joseph II. ließ den Platz reinigen, ließ Chausseen für

---

*) Horatius.

*) Der Groß-Vezir, welcher die letzte Belagerung commandirte.

die Wägen, und breite, bequeme Wege für die Fußgänger anlegen, und dieselben endlich auch mit Bäumen bepflanzen: so daß die Esplanade nun, in der gemäßigten Jahrszeit, einer der angenehmsten Spazierplätze um die Stadt ist.

Ehedem wurde die Stadt allein beleuchtet. Am Vorabend des Theresien-Tages 1768 waren mit einmahl alle Straßen und Wege auf der Esplanade, und alle Hauptgassen in den Vorstädten mit Laternen besetzt. Diese Beleuchtung der rings um die Stadt laufenden Esplanade gibt in einer dunkeln Winternacht einen so romantisch schönen Anblick, daß es der Mühe lohnt, eigenes deswegen auf die Burgbastey zu steigen, um dieses Spectakel anzusehen,

Die Stadt selbst ist ungemein dadurch verschönert worden, daß manche der alten finsteren Klöster, einige öde Klostergärten, und viele rußige, ungestalte, düstere Höfe und Häuser niedergerissen, und ihre Stellen mit neuen, lichten, bequemen Gebäuden besetzt worden sind.

Es war ein alter Vorwurf für Wien, daß seine Gassen voll Koth und Gestank seyen. Dieser Vorwurf wäre gegenwärtig ungerecht. Die Straßenreinigung geschieht schnell, fleissig, und immerwährend.

Das Pflaster ist in den neuern Zeiten auf einen Grad von Vortrefflichkeit gebracht worden, die in Deutschland nicht seines gleichen hat. Die breiten, kubischen Steine auf beyden Seiten der größeren Gassen, sind eine schätzbare Bequemlichkeit für die Fußgänger.

Man hat den hölzernen abscheulichen Gang abgebrochen, der von der Burg nach der Augustiner Kirche führte, um den kleinen niedlichen Josephsplatz, und den

prächtigen Anblick der Hof-Bibliothek nicht ferner zu verdunkeln

Man hat das Thor beym Rothen Thurme abgerissen um die so starke Passage nach der Leopoldstadt und den beyden Lustplätzen Prater und Augarten zu erleichtern.

Man hat die Thore auf den Stephans-Kirchhof abgerissen, welcher kein Kirchhof mehr ist. . . . Ach! wenn wird man doch einmahl die elenden Hüttchen vor der Kirche niederreissen, um der Stadt diesen schönen Platz frey zu geben!

Man hat noch erst im vorigem Jahre einen neuen Ausgang durch die Burg auf die Bastey hergestellt, um dem Publicum den Weg nach diesem Erfrischungsplatz zu verkürzen und sicherer zu machen.

* * *

Es liessen sich freylich noch viele und mancherley Verschönerungen für Wien und dessen Vorstädte veranstalten; allein man muß in seinen Forderungen bescheiden seyn. Zeit, Einsichten, und guter Wille, welche schon so Vieles gethan haben, werden noch mehr zur Existenz bringen, was jetzt nur noch Wunsch ist.

LXXI.

Gasthöfe.

Die Gasthöfe oder Wirthshäuser in Wien sind für unsere Zeiten, und für eine solche Stadt, ohne Bequemlichkeit und Eleganz; daß läßt sich auf keine Weise weder läugnen noch bemänteln.

Ein Reisender, welcher die größeren Städte im

Reich, in der Schweiz, in Frankreich besucht, findet daselbst Gasthöfe, die auf den hübschesten Straßen und Plätzen jener Städte liegen, welche bequeme Einfahrt, gute Treppen und lichte Zimmer haben. Er findet in den Gasthöfen selbst einen Wirth im gehörigen Visiten-Anzug, der seine Sprachen spricht, der seinen Gast mit den Neuigkeiten des Tages unterhält, ihm die Anweisung gibt, was er in der Stadt Merkwürdiges zu besehen und zu besuchen hat; der bey Tische die Honneurs mit Anstand macht ꝛc. Seine Gehülfen, die Kellner, sind junge, flinke, hübsche Bursche, in modischen Frisuren, seidenen Strümpfen und Jäckchen, die ebenfalls fremde Sprachen besitzen, und ihre Gäste mit Complimenten und Artigkeiten überhäufen.

Wohlan, derselbe Reisende geht nach Wien, und vermuthet, wie billig, in der Kaiserstadt wohl noch bessere Gasthöfe zu finden. . . . Er lasse immerhin dem Postillion die Wahl, ihn irgendwo abzusetzen; er ist allemahl in seinen Erwartungen getäuscht, sein Wagen mag nun beym goldenen Ochsen, oder bey den drey Hacken, oder bey der Schwane, oder am Madschaker-Hof, oder beym Wilden Mann, oder beym Hirschen, beym Bären, ꝛc. halten. . . . . Er ist in einer engen Straße, daß er nur mit Mühe und Gefahr in das Haus kommt. In demselben findet er einen unsauberen Hof, schon mit einer Wagenburg von zwanzigerley Fuhrwerken überlagert, schmutzige, finstere Treppen, viel Geschrey, Lärmen und Verwirrung, dunkle Zimmer, mit altväterischen oder gar keinen Möbeln eingerichtet. Nachdem er seine Geduld an warten, vergeblichen Rufen ꝛc. eine Weile geübt hat, bekommt er es mit einem Kellner in einem grünen Jäckchen, runden ungepuderten Haa-

ren, und schmierigen Vortuch zu thun, der ihm gleichsam aus Gnaden ein nicht besser eingerichtetes Zimmer anweist, dabey eine Miene macht, als ob ihm gar nicht viel an seinem neuen Gast gelegen sey, und ihn daselbst in der lieben Einsamkeit sitzen läßt .... Ueber Mangel an Speise und Trank wird sich zwar ein Reisender nicht leicht beklagen, ob er aber mit der Bedienung zufrieden sey, dafür mag ich ihm nicht bürgen. ... Den Wirth bekommt er entweder gar nicht zu sehen, oder er findet in demselben einen derben schlichten Bürger, mit einem grünsammetenen Käppchen auf dem Kopf, einem klafterweiten Schmerbauch und braunen Kamisol, der ihm eine linkische Reverenz zieht, und sich nicht weiter um ihn bekümmert.

Die Lehnlakayen, welche häufig in den Gasthöfen sitzen, auf die Ankunft von Fremden harrend, sind natürlicher Weise hier, wie in allen Hauptstädten, die gebornen Spione der Polizey. Ein solcher Kerl bekömmt des Tages an stipulirter Taxe 34 Kreuzer; er weiß aber durch Langsamkeit, durch vorsetzlich mißverstandene Aufträge, und dergleichen Künste, seinen Herrn schon dahin zu bewegen, daß er ihm seinen Lohn erhöhe.

Was thut der Fremde bey diesen Umständen? ....
Je nun, wenn er gesonnen ist, länger als acht Tage in Wien zu bleiben, so läuft er eilig durch die Straßen, sucht sich eine Wohnung in einem Privathause, und verläßt, sobald möglich, den Gasthof. Ist er ein Mann von Rang, von Bedeutung, oder berühmten Nahmen, so findet er bald Bekanntschaften und freye Tafel.

So dreht sich die Sache immer in diesem fehlerhaften Kreise: die schlechte Einrichtung in den Gasthöfen

macht, daß man nicht darin bleibt; und dieser Abscheu vor den Gasthöfen macht, daß sie schlecht bleiben.

Gegenwärtig, da die ehemahls beynahe übertriebene Gastfreyheit der guten Wiener aus mancherley bekannten Ursachen gewaltig abnimmt, und stets noch mehr abnehmen wird, wäre es gewiß keine üble Speculation für einen unternehmenden Mann, einen Gasthof herzustellen, wie man sie in Hamburg, Dresden, Frankfurt am Mayn, Augsburg rc. findet. Weil aber zu einer solchen Unternehmung höchst nöthig wäre, ein paar Häuser auf einem großen und bequemen Platz zu kaufen, dieselben mit etwas Pracht und Bequemlichkeit, nach Art der großen Gasthöfe, herzustellen und reichlich einzurichten, welches hier ein Capital von wenigstens 200000 fl. forderte; so wird ein Wiener zu einer solchen Anstalt sich nie entschliessen, weil er mit diesem Capital bequem leben kann, ohne sich das mühsame Gewerbe eines Gastwirthes aufzuladen.

LXXII.

Botanische Gärten.

Non omnis fert omnia tellus *). Der allerhöchste Baumeister der Welt mochte vermuthlich seine Ursachen haben, die heilsamsten Bäume und Pflanzen auf der ganzen Erde zu zerstreuen, und sie durch Wüsteneyen, Meere und Welttheile von uns zu trennen. Wir arme Erdwürmer haben dagegen auch wieder unsere Ursachen, dieselben aus allen Zonen und Erdewinkeln zusammen zu

*) Es wachsen nicht überall Annanas und Eichbäume.

hohlen, wenn wir sie auf unseren Tafeln, oder in unseren Apotheken zu brauchen wissen.

Linnäus und Haller haben mit bewunderungswürdigem Fleisse die vielen tausende von Gewächsen gezählt, klassifizirt, mit Nahmen belegt rc. und in jedem Botanischen Garten sucht man deren so viele zu ziehen als möglich, um den jungen Naturforschern gleichsam das ganze Pflanzenreich unter Einem Blicke darzustellen.

Wenn man den Nahmen Jacquin als den Vorsteher des botanischen Gartens zu Wien nennt, so darf man billig erwarten, daß derselbe sich in einem Zustand von Vollkommenheit befinde. Jacquins Reisen in West-Indien, die von ihm herausgegebenen botanischen Werke, beweisen, wie sehr er an seinem Platze stehe. . . . . . . Der botanische Garten liegt in der Vorstadt, der Rennweg, außer dem Belvedere. Er ist zum Gebrauch der auf der Universität Studierenden; und Jacquin gibt, als Professor der Botanik, darin seine Collegien. . . . . In diesem Garten macht auch der unermüdete Ingenhouß seine scharfsinnigen Versuche über die Wirkungen der Elektrizität, der verschiedenen Luftarten, auf die Pflanzen rc.

Die Medicinisch-Chirurgische Akademie in der Wahringergasse hat zu ihrem Gebrauch und Unterricht ebenfalls einen eigenen botanischen Garten, der aber, ihrem Zweck gemäß, weniger reichhaltig ist. Plenk besorgt denselben, und gibt eben jetzt sämmtliche Medicinal-Pflanzen in prächtigen Abbildungen heraus.

In Schönbrunn befindet sich auch ein Gewächsgarten und Gewächshaus, unter der Aufsicht des Obergärtners von der Schoten (gewöhnlich Reich genannt.) Liebhaber der Botanik werden es nicht bereuen, diese

überaus reiche Sammlung anzusehen, worin sehr schöne und merkwürdige Bäume und Pflanzen gezogen werden.

LXXIII.

Die vier Jahrszeiten.

Der Engländer Thomson hat bekanntlich die vier Jahrszeiten, und was jede derselben uns Angenehmes gewährt, mit wahrem Dichter-Genie besungen.

Ferne sey von mir der kühne Gedanke, Thomson nachahmen oder ergänzen zu wollen. Ich zeige hier nur kurz an, was die Wiener zu den verschiedenen Jahrszeiten unter ihre hervorstechenden Annehmlichkeiten und Vergnügungen zählen.

Des Winters, der in Wien gewöhnlich langwierig und strenge zu seyn pflegt, müde und überdrüßig, späht man mit großer Sehnsucht den ersten milden Sonnenblicken und dem erquickenden Hauch der lauen Zephyre, diesen Vorläufern des Frühlings entgegen. Kaum sind ein paar heitere Tage auf einander gefolgt, und haben den vom geschmolzenen Schnee durchweichten Boden etwas getrocknet: frisch eilt man auf die Bastey, um sich zu sonnen, und einmahl wieder über die Vorstädte weg in das freye Feld und die ländlichen Gegenden des Kahlenberges zu sehen. Sobald diese ersten Ausspäher zurück gekommen sind, und in der Stadt erzählt haben, daß die Bastey schon gangbar sey, rüstet sich Jung und Alt, dem Frühlingsgott zu opfern. Die Andächtigen gehen erst in die Kirche und dann auf die Bastey; die lauen Christen hüpfen die Kirchen vorbey, und eilen gerade zu auf den Spaziergang. Zwischen 11 und 1 Uhr Mittags

wird es lebhaft. Kinder und Greise, und alles, was zwischen diesen zwey Gränzstufen des Menschenlebens frey athmet, kommt dahin, um sich auszulüften; der wahre Ausdruck für die ersten Spaziergänge nach dem langen winterlichen Stuben=Arrest. Allmählig wagt man sich auch auf die Esplanade; und kaum daß Knöspchen an den Bäumen hervorzustechen beginnen, fährt man in den Prater und auf das Lusthaus. . . . . Die Kräutersuppen zum Frühstück und zu Mittag, und das Trinken der mineralischen Wasser im Augarten, gehören unter die vorzüglichen Pflichten beym Genuß des Frühlings.

Indessen rückt der Sommer an. Die Bastey wird wieder leer: dafür besucht man die Gärten in den Vorstädten, und macht Parthien auf alle schönen Plätze und Gegenden des benachbarten Landes. . . . . Unter die besonderen Spectakel des Sommers gehören Stuwers Feuerwerke. . . . . Für die Leckermäuler reifen schon mancherley Früchte; es kommen die guten Krebse aus Ungarn; auf den Spazierplätzen und in den Kaffeehäusern werden sie mit Gefrornem bedient. Dieß ist eine allgemeine Lieblingsnäscherey der Wiener, und noch mehr der Wienerinnen. Man kann rechnen, daß hier jährlich wenigstens für 40000 Gulden Gefrornes genossen wird.

Im Herbst, wo Pomona ihr Füllhorn im vollen Maß über Oesterreich ausgeußt, hat man die Wahl unter hundert Arten von lachendem Obst und erquickenden Früchten . . . . . Die Weinlese auf den benachbarten Anhöhen macht die vornehmste Ergetzlichkeit aus . . . . Die Reichen und die Begüterten, welche auf ihren Schlößern und Landhäusern in den Provinzen den Som

mer vertändelten, kehren wieder in die Stadt zurück; und ihnen folgen ganze Ladungen von Drosseln, Schnepfen, Rebhühnern, Fasanen, Hasen, Rehen, Hirschen rc. alles Beute ihrer Jagden, mit denen sie ihr sommerliches Landleben beschliessen ..... Die Weine aus Istrien und Italien kommen in den spätern Herbsttagen wieder frisch in Wien an.

Gesättiget von den Geschenken der milderen Jahrzeiten, und des isolirten Herumschwärmens außer der Stadt genug habend, ist man endlich auch keineswegs böse darüber, daß der Winter die Zerstreuten wieder sammelt. Er ist bekanntlich die Seele der Städte. Die Erfindungen der Kunst gegen die Plage der Langweile ersetzen nun die Freuden der Natur: man hat Gesellschaften, Pikeniks, Spiel, Conzerte, Bälle, Schlittenfahrten, Redouten rc. .... Für die feinen Züngler sind Seefische, die Fasanen, die Austern rc. das, wornach sie auf den Tafeln am eifrigsten langen. So allgemein im Sommer das Gefrorne gesucht wird, eben so eifrig läuft man im Winter den Austern nach. Um Weihnachten, und im Fasching, wenn die Witterung zum Transport dieses Productes günstig ist, werden manchmahl in einer Woche wohl über 20000 Austern verspeist.

Welche von den vier Jahrszeiten die angenehmste sey, darüber sind die Meinungen sehr getheilt. Jede hat ihre Vorzüge, und darum auch ihre Partisanen. Es geht damit wie mit den Weibern: man kann nicht eigentlich sagen, welche die schönste sey. Meine Stimme ist zu unbedeutend, als daß sie in einer so wichtigen Sache von Gewicht seyn könnte. Aber so lange das Schicksal will, daß ich in Wien lebe, so lange zieh' ich den Winter den übrigen Theilen des Jahrs vor.

LXXIV.

Glückskinder.

Der ehrliche Westphale Kandide — berühmten Andenkens — sagt im letzten Capitel seiner erbaulichen Lebensgeschichte, man müsse seinen Garten fleißig bearbeiten; denn nach dem Ausspruch der Bibel habe Gott den Menschen deswegen auf die Erde gesetzt, ut operaretur eam, daß er sie bauen sollte.

Denselben Bibelspruch prägen die hochwürdigen Herren Landpfarrer und die Männer der Pädagogik in der ganzen Christenheit ihren Bauern und Zöglingen fleißig ein, und diese trachten auch, denselben nach Kräften zu erfüllen.

Allein, in den großen Volk- und Geld-Reichen Hauptstädten räsonnirt man anders. Es gibt daselbst viele Leute, welche fest glauben, es auch wohl öffentlich behaupten, sie seyen bloß da, die Freuden der Welt zu genießen, sich wohl seyn zu lassen, und hoch zu leben. Einträgliche Landgüter, reiche Erbschaften, oder andere Wege, durch die ihnen das blinde Glück ein großes und sicheres Einkommen zugetheilt hat, machen ihnen Muth jene Sprache zu führen. Was anderen Leuten Fleiß, Nahrungssorge, wirthschaftliche Sparsamkeit, Berufsarbeit, Studium, Amtsgeschäfte rc. sind, das sind diesen vom großen Haufen beneideten Geschöpfen einzig und allein, Tafel, Putz, Spiel, Lustparthien, Spectakel, Reiten und Fahren, Schlaf, Mätressen rc.

Man begreift wohl, daß in Wien nicht minder als in den übrigen Europäischen Hauptstädten, diese Spielart von Menschen beyderley Geschlechtes einheimisch sey. Ein solcher Glücksvogel kriecht um 10 Uhr aus den Fe-

dern, besorgt, unter einem nahrhaften Frühstück, das wichtige Geschäft seines Haarputzes und Anzuges; stellt sich auf den Graben, um zu sehen ob kein frisches Wildbret aus Aphroditens Haynen angelangt ist; geht in ein Kaffeehaus, um sich durch die Bewegung beym Billard mehr Eßlust zu verschaffen; schmachtet und tändelt noch an der Toillette von zwey oder drey Schönen; schwelgt drey Stunden lang an einer leckerhaften Tafel; macht eine Spazierfahrt in den Prater oder auf das Land; eilt in das Spectakel zurück; soupirt in einem lustigen Kreis von lockeren Brüdern und galanten Weibern; verschafft sich nach dem Soupee im trauten Cabinetchen eine angenehme Ermüdung; taumelt nach Mitternacht nach Hause; schläft bis Mittag; und fängt dann dieselben Beschäftigungen wieder von vorne an.

Zum Souvenir für diese liebenswürdige Taugenichtse rücke ich den Unterhaltungs-Kalender ein, welchen ihnen der hiesige Musen-Almanach lieferte:

Des Sonntags weid ich mich an unsern schönen
Hetzen;
Am Montag muß mich Kasperle ergetzen.
Am Dienstag lädt mich's Deutsche Schauspiel ein;
Am Mittwoch trag ich nur mein Ohr hinein.
Zeigt sich am Donnerstag nicht Stuver's Kunst,
So gibt es wenigstens doch eine Feuersbrunst.
Am Freytag kann ich früh die Ochsentheilung sehen:
Die wechsl' ich Abends dann mit Assembleen.

Nur Samstags, ach! ist meine Lust erschöpft,
Seitdem man nicht mehr rädert, hängt und köpft.

Wie doch das Schicksal mit den Menschenkindern spielt! Der größte Theil hat kaum soviel, daß er sein Leben durchschleppen kann. Einige wenige erwerben sich mit vieler Anstrengung erst in einem solchen Alter etwas Vermögen, wenn sie es nicht mehr geniessen können: und die Glückskinder, denen das Geld schon in der Wiege zufällt, die handthieren gewöhnlich so toll damit, daß sie mit dreyßig Jahren bereits stumpf, alles Genusses unfähig, und der Welt überdrüßig sind. Man mag ihnen hundertmahl in die Ohren schreien: — Voluptates commendat rarior usus! Sie hören nicht auf die goldene Regel, und sterben an der Entkräftung.

LXXV.

Schulen.

Es ist wahr, was ein gewisser Schriftsteller sagt: hinter den Ruinen der Jesuiten-Collegien stand der Tag im pädagogischen Verstande. .... Sobald dieser Orden förmlich aufgehoben war, stiftete man die Normal-Schulen, worin junge Bürger für alle Stände nützliche Kenntnisse erhalten; und richtete die Universitäten, Lyzäen, und Gymnasien oder lateinischen Schulen auf einen weit brauchbarern Fuß ein.

Neben der Universität hat Wien noch drey Gymnasien; dann das Theresianische Akademie-Haus; das Löwenburgische Collegium in der Josephstadt, die Realhandlungs-Akademie; die Normalhaupt-Schule, zwey

Hauptschulen und viele kleinere Schulen in der Stadt und in den Vorstädten.

In der Normal-Hauptschule werden gelehrt: Lesen, Schreiben, Rechnen, schriftliche Aufsätze, deutsche Sprachlehre, Religion, Sittenlehre, biblische Geschichte, Erklärung des Neuen Testaments, lateinische Anfangsgründe, Geographie, Naturgeschichte, Naturlehre, Meßkunst, Mechanik, Baukunst, Zeichnungskunst. . . . . . . In den Gymnasien werden einige dieser Wissenschaftszweige weiter fortgesetzt, und die Humaniora nach den Classikern der lateinischen und griechischen Sprache gelehrt. . . . . In der Theresianischen und der Löwenburgischen Akademie wird nebst diesen auch in den ritterlichen Leibesübungen, und fremden lebenden Sprachen Unterricht gegeben. . . . . Die Realhandlungs-Akademie ist für Jünglinge die sich dem Handelsstand widmen. Sie lernen daselbst Rechenkunst, Geometrie, Mathematik, deutschen Styl, Geographie, Naturgeschichte Privathandlungswissenschaft, Handlungs-Geschichte, Handlungsrechte und Buchhaltung, Schönschreibkunst, Zeichnungskunst in Anwendung auf Manufacturen und Fabrikwesen, französische und italiänische Sprache.

Es war eine Zeit, wo derjenige vom Galgen losgesprochen wurde, der zwey Zeilen lesen konnte, und wo derjenige des Priesterstandes würdig geschätzt ward, der einen Psalm singen konnte: ein Umstand, der vom Monarchen bis zum Taglöhner herunter manchmahl beherziget zu werden verdiente, wenn es nicht so gewöhnlich wäre, dasjenige gering zu schätzen, in dessen vollem Besitz man zur Zeit eben ist.

Ich will, wie man von selbst errathet, keineswegs behaupten, daß die Oesterreichischen Schulen ganz voll-

kommen seyen; aber die Gallevolle Beurtheilung, welche vor einigen Jahren Herr Nicolai durch den Abenteurer G — r darüber schmieren ließ, hat ihnen in den Augen ungeblendeter Ausländer nichts benommen, wie man bey den häufigen Besuchen derselben ganz deutlich sieht.

Die schon seit zehn Jahren in Böhmen eingerichteten Industrie-Schulen sind sogar zu Mustern geworden, die man in einigen Gegenden des protestantischen Deutschlands erst seit ein paar Jahren nachzuahmen angefangen hat.

LXXVI.

Versteigerungen.

Die Rede ist hier nicht von einer Versteigerung von Philosophen, wie uns der Spötter Lucian ein Muster davon gegeben hat: auch würden die guten Newtonianer, Leibnizianer, Boscovichianer, und selbst die neuesten Kantianer wahrscheinlich wenigen Absatz beym großen und kleinen Publicum finden, so groß auch immer ihr innerlicher Werth seyn mag.

Die Versteigerungen, auch Auctionen und Licitationen genannt, sind in Wien sehr häufig, und eine wirklich sehr vortheilhafte Einrichtung für das Publicum. Derjenige, welcher etwas nöthig hat, das zur Hauseinrichtung, zur Bekleidung ꝛc. gehört, kann sich auf den Versteigerungen alles um ziemlich leidliche Preise anschaffen; und derjenige, welcher gern seiner Sachen los wäre, kann sie eben so leicht an den Meistbiethenden absetzen. Man versteigert Grundstücke, Häuser, Gärten, Equipagen, Mobilien, Kleider, Bücher, Gemählde, Weine, kurz, alles was nur immer zu den Bedürfnissen eines Städters gehören kann.

Wenn ein reicher Mann stirbt; wenn ein verschwenderischer Sausewind Bankerot macht: dann geht es über sein Hab und Gut los. Es gibt Leute, über deren Fahrnisse die Versteigerungen drey und vier Wochen dauern. Man erstaunt oft über die Ladungen von Hausgeräthe, die in manchem Herrschaftshause stecken; denn ehemahls hatten die Kavaliers gar seltene Launen in ihrem Aufwand. Der bekannte Graf Czobor zum Beyspiel, der nebst seinen jährlichen großen Einkünften ein Capital von 8 Millionen durchbrachte, ließ sich nie Eine Uhr, Ein Kleid, Ein Kanapee rc. machen, sondern allzeit ein Duzend; bey ihm mußte alles zu Dutzenden gehen.

Es gibt Leute, die es sich zu einem eigenen Zeitvertreib machen, bey allen Versteigerungen gegenwärtig zu seyn, ohne etwas zu kaufen, sondern bloß aus der Absicht, alle die zum Theil sonderbaren Sachen zu sehen, welche bey diesen Gelegenheiten hervor kommen, theils um sich an den komischen Auftritten zu belustigen, welche die Habsüchtigen, die Mäckler, die Raritätensammler rc. dabey spielen; wie sie einander necken, überbiethen, zanken, und dann plötzlich ihren Gegner bevortheilen.

Die Trödler, oder, wie man sie hier nennt, die Tändler, hatten eine Zeitlang ein ordentliches Complott in ihrer Gilde errichtet, um alles Gute auf den Versteigerungen den Privatleuten wegzukapern. Sie bothen immer höhere Preise, vertheilten den Verlust, welcher daraus entstand, unter ihre ganze Zunft, schreckten dadurch die Partikuliers ab, mit zu biethen, und blieben also meistentheils Herren der Verlassenschaften. Allein, die Eintracht konnte bey den eigennützigen Filzen nicht lange bestehen: sie zerfielen bald unter sich selbst.

So sehr auch uns Deutschen die Versteigerungen eine unbedeutende Alltags-Anstalt scheinen: so gibt es doch noch Länder, wo man diese Bequemlichkeit nicht kennt. In Spanien muß derjenige, welcher einige alte Stühle, Betten, und Kleider los haben will, Wochen lang dabey sitzen, und mit jedem einzelnen Käufer darüber handeln und mäckeln, wobey er mehr an der Zeit verliert, als manchmahl der ganze Plunder werth ist.

LXXVII.

Cabinet der Antiken und Münzen.

Kein Fremder von Geschmack und Kenntnissen soll Wien verlassen, ohne dieses Cabinet gesehen zu haben. Die eingebornen Wiener bedürfen natürlicher Weise meiner Erinnerung nicht, um diesem Schatz des Alterthums, der Kunst, und des Geschmacks, ihren Besuch zu machen.

Ehemahls war diese ganze kostbare Sammlung beysammen. Im J. 1774 aber wurden die Antiken von den modernen Münzen getrennt, und jede Sammlung der Aufsicht eines eigenen Directors anvertraut; doch so, daß beyde Cabinete in demselben physischen Orte beysammen sind, auf dem sogenannten Augustinergang in der k. k. Burg.

Das Antiken-Cabinet besteht aus der Sammlung I. geschnittener Steine, II. antiker Medaillen.

Die erste zeichnet sich vor anderen ihres Gleichen durch die Größe und Geschmackvolle Bearbeitung der antiken Kameen rühmlich aus. Selbst die mannigfaltigen Gattungen der Steine, dergleichen unser Zeitalter nicht mehr liefert, erregen Bewunderung. Der große Kamee, worauf die Vergötterung des Augustus, oder

besser zu sagen, dieser Kaiser mit seiner Familie vorgestellt ist, wird von allen Kennern für das vollkommenste Stück in seiner Art gehalten. Die vornehmsten Stücke der ganzen Sammlung wurden im J. 1788 in einem besonderen Werk in Folio herausgegeben *). In demselben geht die Nachricht von der Entstehung und dem Zuwachse dieses Cabinets, so viel man wissen kann, voraus.

Die Sammlung der antiken Medaillen, ist durch die Zahl, Auswahl und Seltenheit der Stücke, nicht minder ansehlich. Die bekannten großen Antiquare, Fröhlich und Khell gaben davon die vornehmsten Stücke in einem prächtigen Werke in Regalfolio heraus **). Nachher wurde das schöne Cabinet der Jesuiten in Wien, vom P. Granelli gesammelt, damit vereiniget, und bald darauf die ganze Sammlung in zwey Foliobänden bekannt gemacht ***) worin auch die Geschichte dieser Sammlung von den ältesten bis auf gegenwärtige Zeiten enthalten ist.

Seitdem kamen, theils durch Ankauf, theils durch Verordnungen des jetzt regierenden Kaisers, noch hinzu die berühmten Sammlungen des Grafen von Ariosti,

---

*) Choix des pierres gravées du Cabinet Imperial des Antiques, représentées en XL. planches décrites et expliquées par Mr. l'Abbé Eckhel, Directeur de ce Cabinet. à Vienne 1788. Chez Kurzbeck.

**) Numismata Cimelii Caesarei Regii Austriaci Vindobonensis, Typis Thomae Trattner. 1755.

***) Catalogus Musei Caesarei Vindobonensis numorum Veterum. Disposuit et descripsit Josephus Eckhel, eidem museo Caesareo praefectus. Vindobonae, sumtibus I. P. Kraus, 1779.

des Prinzen Carl von Lothringen, die von Ambras in Tyrol, von der Winthagischen Bibliothek allhier, nebst verschiedenen kleineren, und eine beträchtliche Zahl selte- ner Stücke, die Herr Baron Herbert in Konstantinopel für das hiesige Cabinet aufgekauft hat. . . . So wie man bedacht ist, diese prächtige Sammlung noch immer durch neue Zuflüsse zu bereichern, so fährt man auch fort, die neu hinzugekommenen noch unbekannten und lehrreichen Stücke der gelehrten Welt bekannt zu machen. . . . Die Aufsicht darüber hat H. Abbe Eckhel, welcher auch Pro- fessor der Numismatik an der hiesigen Universität ist.

* * *

Schon Ferdinand I. Maximilian II. und Rudolph II. sammelten viele moderne Münzen und Medaillen. Aber Franz I. ist der eigentliche Schöpfer der gegenwärtigen Sammlung im kaiserlichen Cabinet. Ihr gebührt un- streitig unter allen Sammlungen Europens in diesem Fache der erste Platz. Sie fängt mit Carl dem Großen an, umfasset sowohl die Current- als Schau-Münzen aller Fürsten und Länder, und enthält wenigstens 32000 Gold- und Silberstücke. Diese Anzahl wächst mit jedem Tage, weil die Sammlung stets vermehrt wird.

Zwey ihrer wichtigsten Bestandtheile, die Goldmün- zen und die Thaler, sind in zwey Foliobänden in Kupfer gestochen, und führen den Titel: Monnoies en Or. — Monnoies en Argent. Vom letzteren Werk erschien im Jahr 1770 eine neue Ausgabe; zugleich mit derselben ein Suplément au Catalogue des Monnoies en Or; 1790 und auch ein Suplément au Catalogue des Monnoies en Ar- gent. Die Exemplare beyder Werke wurden nie verkauft, sondern an auswärtige Höfe, an Minister, und verschie- dene Privatmänner, bloß als Geschenke vertheilt. . . .

Die Aufsicht über die modernen Münzen hat Herr Neumann.

Dieses Cabinet der Antiken und Münzen besitzt ferner eine sehr kostbare auserwählte Büchersammlung, welche alles enthält, was zur alten und neuen Numismatik, und zu den damit verwandten Wissenschaften gehört.

Beyde Abtheilungen des Cabinets stehen auswärtigen und einheimischen Standespersonen, Kennern, Gelehrten, Künstlern, und überhaupt Leuten von Geschmack und Erziehung, täglich offen, die Sonn- und Feyertage ausgenommen. Man wendet sich vorher an den einen oder anderen Director, oder an beyde, und versteht sich mit ihnen für jenen Tag, wo man die Sammlung sehen will.

LXXVIII.

Zerstreute Bemerkungen.

Die Kosten für Speise und Trank machen hier bey einem unverheiratheten Menschen ungefähr die Hälfte der jährlichen Ausgaben; bey einer Familie von niedrigen Stand, etwan das Drittel; bey höheren Ständen das Fünftel oder Sechstel.

Ein Privatmann lebt gegenwärtig in Wien vollkommen ungenirt, und ohne allen Zwang.

In den regulirten Gesellschaften spricht man niemahls mit Offenherzigkeit, nie von wichtigen Dingen. Man weiß, daß die Wände Ohren haben. Nur ein neu angekommener Provinzialist, oder ein Mann, dem es an Weltkenntniß fehlt, kann so etwas auf das Tapet brin-

gen, und damit die Anwesenden in Verlegenheit setzen. Die gewöhnlichen Stoffe der Unterhaltung sind: Zeitungen, Theater, Moden, und mitunter ein bischen die Aergerchronik der Stadt.

Die Künste werden in Wien ungleich mehr geehrt, geschätzt, unterstützt, als die Wissenschaften. Ein Mahler, ein Bildhauer, ein Kupferstecher, ein Musiker ꝛc. hat eine Art von Etat in der Gesellschaft; er hat unter dieser Benennung allenthalben Achtung und Zutritt, besonders bey den Großen und Reichen. Ein Mann hingegen, der sich nichts als Gelehrter, Autor, Homme de Lettres nennen kann, wird nur sehr zweydeutig aufgenommen, und kaum spricht man sein Prädikat ohne höhnische Miene aus. Darum hatte Wien schon seit lange viele Künstler von Bedeutung, und kaum ein paar lesbare Schriftsteller. Nun sind zwar Gallerien, Kunstsammlungen, Opern ꝛc. ganz hübsche Sachen; aber sie beschäftigen bloß die Einbildung, und klären den Verstand nicht auf. Mitten im Schooß von eitel Kunstwerken kann ein Volk sehr benebelt bleiben, wie wir das Beyspiel an Italien haben. Darum blieb auch Wien, mit allen seinen schönen Sachen, an Kenntnissen und Aufklärung so weit hinter Berlin, Hamburg, Braunschweig, Leipzig ꝛc. selbst hinter den beträchtlichern Städten des katholischen Deutschlands zurück. Schmidts Geschichte der Deutschen, Montesquieu's Esprit des loix, Gibbon's Geschichte von dem Fall des römischen Reiches, sind für das Publicum mehr werth, als Raphaels Auferstehung, Titians Cupido, Rubens Teufelaustreibung und die Nacht des Corregio; mehr als die Kupfer,

sammlungen von Marc Antonio und Rembrand, und alle Opern von Piccini, Paesiello und Martin.

Die Gesellschaft der Soldaten und der Geistlichen sucht man in Wien eben nicht sehr. — Woher das wohl kommen mag?

Bey den sogenannten großen Tafeln herrscht weder jene Heiterkeit, noch Freyheit, noch Bequemlichkeit wie ehedem. Man ist steif, zurückhaltend, voll Complimente, und trinkt Wasser, um für einen Mann von feiner Lebensart zu gelten.

Unsere Weiber und zarten Knaben seufzen und weinen so heftig für Jammer und Unglück, welches sie auf dem Theater sehen, daß ihnen für Noth und Elend in der wirklichen Welt kein Gefühl und Theilnehmung mehr übrig bleibt.

Man erzieht gegenwärtig die Kinder um vieles vernünftiger als ehedem. Man läßt sie viel Bewegung machen, badet sie kälter, kleidet sie ungezwungener. . . . Die französischen und italiänischen Hofmeister sind sehr selten. . . . Die leidige Mode, alles spielend lehren zu wollen, ist aus dem protestantischen Deutschland hierher gekommen, aber nicht häufig befolgt worden.

Seit einiger Zeit werden die Cabriolets Mode.

In den großen Häusern setzt man sich mit dem Degen zu Tische.

Wer die Pariser Mode nachahmt, und, ohne in wirklicher Trauer zu seyn, allenthalben mit dem Schwarzen Kleid herumläuft, der wird beym ersten Anblick für einen armen Teufel erklärt.

Ehemahls war die Protection allmächtig und beynahe ganz offenbar. Sie ist noch mächtig, aber feiner und verdeckter als ehemahls.

Man sieht häufig Weiber von 50 Jahren und darüber, die sich roth und weiß schminken. Einige thun es aus lächerlicher Eitelkeit; viele aber aus Nothwendigkeit: die seit frühen Jahren angewöhnte Schminke hat sie so verunstaltet, daß sie ungeschminkt eckelhaften Todtenschädeln ähnlich sehen würden.

Zwey Ducaten für eine Spatzierfahrt auszugeben, greift dem Wiener nicht so sehr an das Herz, als sich für 30 Kreuzer ein Buch zu kaufen.

Wer Figur und Aufwand macht, findet zehnmahl eher Kredit, als der Mann von bescheidnem Anzug und Lebenswandel. Niemand fragt, mit welchem Gelde er den Aufwand macht.

Auf den öffentlichen Straßen sind die Wiener äußerst still. Es können hundert Menschen über einen Platz gehen, und man hört beynahe nichts als das Trappen der Füße.

Außer den Personen vom regierenden Hause, grüßt man auf der Straße nur seine Bekannte.

Im großen Putz sind die Weiber viel weniger reizend, als im Neglischee.

Mädchen aus allen Classen werden stets um einige Grade üppiger und kostbarer erzogen, als sich für den Stand ziemt, worin sie geboren sind; und dieß hilft eben nicht dazu, daß sie eher Männer bekommen.

Weiber und Mädchen, deren Männer und Väter etwas mehr sind als Handwerksleute, nicht mit dem Titel: Ihro Gnaden! beehren, ist der sicherste Weg, sich dieselben zu Feinden zu machen.

Von den wichtigsten Dingen spricht man etwan 8. Tage. Es ist Mangel an Lebensart, ohne besondere Veranlassung, Vorfälle aufzuwärmen, die vor 10 Tagen sich ereigneten.

Einen neu angekommenen Mann aus der Provinz unterscheidet man sogleich. Sein Gang, seine Stellung, seine Kleidung, seine Manieren verrathen ihn unverzüglich.

Ehemahls interessirte man sich enthusiastisch um den Hof und was dazu gehörte. Seitdem dieser dem Publicum die Vortheile seines Aufwandes entzogen hat, ist man sehr gleichgültig dagegen.

Nichts gemeineres, als plötzlich gestiftete sogenannte Freundschaften zwischen sehr heterogenen Weibern,

oder eben solchen Männern. Sie dauern aber auch nur drey Wochen.

LXXIX.

Geschichte, Tophographie ꝛc.

Die Geschichte der Stadt Wien muß uns natürlicherweise interessanter seyn als z. E. die Geschichte der Assyrischen Monarchie, der Egyptischen Dynastien ꝛc. Dem ungeachtet wissen die jungen Wiener gewöhnlich mehr von diesen, als von den Schicksalen ihrer lieben Vaterstadt. Auch war es bisher nicht leicht, ihnen dieselbe zu lehren, denn es fehlte an einem dazu tauglichen Buch. Die Historiographen der Kaiserstadt waren bloß ein paar Mönche; und ihre Werke so, wie man es aus solchen Händen erwarten mußte: das heißt, ohne Geschmack; ohne Styl! ohne kritische Auswahl, ein pedantisches Gemengsel von wahren, halbwahren und falschen Datis, mit unerträglicher Weitschweifigkeit aufgetischt.

Im verflossenen Jahre erhielt endlich Wien eine unsers Zeitalters würdige Geschichte. Baron v. Prandau, der im historischen Fache eine Bibliothek gesammelt hat, wie sie wohl kein Privatmann in der Monarchie besitzt, machte den schätzbaren Gebrauch davon, eine Geschichte von Wien zu schreiben *) Man sieht bey Durchlesung dieses Buchs, daß der Verfasser dasjenige besitzt, was zu einem rechtlichen Geschichtschreiber gehört: Belesen-

---

*) Kritische Geschichte Wiens, in genauer Verbindung mit der Geschichte des Landes Oberpannonien, worin es lag. Vom Jahre n. Chr. Geb. acht bis zum Tode Carls des Großen. Von Franz Freyherrn von Prandau Wien bey Kraus. 1789.

heit, Fleiß, Styl, Auswahl. Es ist zu wünschen, daß er sein Werk bis auf unsere Zeiten fortsetze.

* * *

Eine Topographie von jener Vollkommenheit hat Wien bisher auch noch nicht, wie es dieselbe seiner Wichtigkeit nach verdiente. Fuhrmanns und Weiskerns Beschreibungen dieser Stadt sind nur eine schwache Aushülfe. Wiens gegenwärtiger Zustand, 1787 von de Lucca, und das geographische Handbuch vom Oesterreichischen Staate *) von eben diesem Verfasser, sind neuer und brauchbarer. Im geographischen und topographischen Reisebuch durch alle Staaten der Oesterreichischen Monarchie Wien bey Gräffer 1789 steht voraus eine kurze aber genaue und belehrende Beschreibung von Wien.

Als Plan ist zum Handgebrauch der bequemste und richtigste: „Grundriß der K. K. Residenzstadt Wien mit allen Vorstädten und der umliegenden Gegend. A. 1783 gezeichnet und gestochen von Max. Grimm.„

Die Kunsthandlung Artaria und Comp. hat auf 50 Blättern die Prospekte von den merkwürdigsten Gegenden, Plätzen, Aussichten rc. in und um Wien geliefert.

LXXX.

Gegend um Wien.

Schon im ersten Hefte habe ich angemerkt, daß die Gegend um Wien schön und angenehm ist. Indessen hat es nicht so viele und prächtige Schlösser in seiner Nachbarschaft, als man bey einer solchen Hauptstadt erwarten sollte, und als manche Residenzstadt viel kleinerer Staaten in ihrem Horizont aufweisen kann.

---

*) Wien bey Kraus, 1789.

Die Ursache davon ist folgende: die großen und reichen Vasallen der österreichischen Monarchie besitzen in den Provinzen, besonders in Ungarn, Böhmen, Mähren ꝛc. ihre einträglichen Herrschaften, auf denen sie prächtige Schlösser und Gärten haben, wo sie die Sommermonathe verleben. Darum wenden sie keine Kosten an, sich in der Nähe von Wien neue Landhäuser herzustellen.

Den ersten Platz verdient Schönbrunn, welches der gewöhnliche Sommer-Aufenthalt Marien Theresiens war, von dem jetzigen Kaiser aber noch niemahls ist bewohnt worden. Das Schloß ist ziemlich prächtig, aber in etwas verkünsteltem Geschmack angelegt. Der Garten steht das ganze Jahr für jedermann offen. Wenn es auf meine Auswahl ankäme, so würde ich ihn allen übrigen Gärten Wiens vorziehen. Er hat sehr angenehme Parthien, prächtige Schattengänge, schöne Marmorstatuen, Obeliske, Ruinen, Wasserkünste, eine Menagerie, deren wichtigstes Stück der Elephant war, welcher im October 1784 an einer Halsentzündung starb, und seitdem durch keinen anderen ersetzt wurde .... In dem Treibhause sieht man viele und merkwürdige ausländische Gewächse.

Dem hinteren Theil des Schloßes gegenüber, auf der Anhöhe, steht eine Kolonnade, mit einer Sala terrena, ringsum mit militärischen Trophäen in kolossalischer Größe, verziert. Auf der Terasse vor dieser Kolonnade und aus der Sala terrena, hat man eine reitzvolle Aussicht vorwärts auf einen Theil von Wien und die benachbarte Gegend; rückwärts über Hetzendorf gegen das kleine Gebürg von Baden.

* * *

Laxenburg liegt drey Stunden von der Stadt. Die beyden Wege von Schönbrunn und von der Stadt dahin sind mit einer Allee von wilden Lindenbäumen besetzt.

Da der Hof noch mit Pracht lebte, war der Ort ziemlich glänzend und bevölkert. Das kaiserliche Schloß ist ganz simpel angelegt, daneben sind Gärten und ein sehr großer angenehmer und gut unterhaltener Park. Im Frühling lebt der Hof gewöhnlich einige Zeit daselbst, und genießt das Vergnügen der Reigerbeitze. Auch war schon seit vielen Jahren in Friedenszeiten im Monath August außer dem Park von Laxenburg, bey dem Dorfe Minkendorf immer ein Lager von 12 bis 14000 Mann, welches einige Tage lang in der umliegenden Gegend seine Manövres machte.

Das kaiserliche Lustschloß Hetzendorf ist von weniger Bedeutung, und wird auch höchst selten besucht.

* * *

Unter den Privat Landhäusern sind Dornbach, Schloß und Park des Grafen Lascy; Erla, Schloß und Garten des Fürsten Stahremberg; das Landhaus des Grafen Cobenzel auf dem Abhang des Kahlenberges; und das Landhaus des Fürsten Galizin, die merkwürdigsten. Die bey diesen Landhäusern angelegten Parks und Gärten sind in dem heutigen englischen Geschmack, mit Grotten, Pavillons, Wasserfällen, fremden Vögeln, Fischen ꝛc. Um sie ohne Umstände besehen zu können, muß man aus den Häusern ihrer Besitzer die Erlaubniß mitbringen.

Laßt uns endlich des Kahlenberges nicht vergessen, der eine Stunde ober der Stadt dicht an der Donau seinen Rücken empor hebt, und sich von da bis gegen das adriatische Meer hinzieht. Er gewährt der Stadt einen der schönsten Prospekte: seine zwey höchsten gegen die Donau zu liegenden Spitzen sind mit Gebäuden gekrönt. Die äußerste nennt man den Leopoldsberg, und auf diesem steht eine Kirche. Die innere Spitze nennt man in Wien den Kahlenberg. Hier steht das aufgehobene K

maldulenser-Kloster, welches nun an Privatleute verkauft und vermiethet ist. Man hat auf diesem Berge eine weite und herrliche Aussicht über einen großen Theil von Oesterreich, Ungarn, Mähren, und in die steyrischen Gebürge. Im Sommer ziehen manchmahl ganze Karavanen aus Wien auf den Kahlenberg, wo sie ein paar Tage die Landluft genießen.

LXXXI.

Schluß.

Ich lege nun die Feder nieder. Billige Leser werden meine Absicht schon beym Anfang dieser Schrift errathen haben: ich wollte weder eine trockene, ängstlich genaue Topographie, noch ein vollständig ausgearbeitetes Gemählde der größten, und an Volk und Geld reichsten Stadt Deutschlands liefern. So schiefes, albernes, gehässiges Zeug ist meines Wissens in diesem Jahrhundert über keine Stadt geschrieben worden, als über Wien. Ich gönne denjenigen ihre Freude von Herzen, die sich gewaltig damit kitzeln, wenn sie in irgend einem Journal oder einer seyn sollenden Reisebeschreibung den Wienern eine vermeintliche Klette anhängen können. Ueber die Ursachen dieses Benehmens ist weiter kein Wort zu verlieren; für den, der Augen hat zu sehen, liegen sie offenbar genug da.

Außer ein paar mangelhaften Beschreibungen existirte bis jetzt noch kein Buch, aus dem das unparteyliche Deutsche Publicum eine philosophisch-moralische Uebersicht von Wien hätte schöpfen können. Gegenwärtige Skizze ist weder vollständig, noch vollkommen: so etwas zu liefern, ist über meine Kräfte. Meinem Nachfolger sey dieses Verdienst vorbehalten.

EIGENTHUM ... STAAT ... AUGSBURG

Ga.
Pezzl

Wien,

bey J. V. Degen,

Buchdrucker und Buchhändler.

1803.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pezzl, Johann,

Skizze von Wien unter der Regierung Joseph des Zweyten

Bd.: 2.

Wien (1803)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 7317 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11249423-3